

Kubas großer Hafen ist uns ein durch und durch quirliges Gefäß für die fast unmöglichen Transaktionen, die wir in ihm vor uns haben. Über sagenhaft abgestandener, lauwarmer Brühe machen sie sich eine Bucht zunutze, die ihrem Maßstab nach in der gesamten Hemisphäre einzig ist, kolonisationstechnisch seit 1492_ damit auch ihr Mittelpunkt. Als ich im zweiten Jahr der Irakbombardierung, 2004, für Dich und Dein Heftchen hier recherchierend, auf erzwungenermaßen krummem Seeweg von Havanna nach New York kam, pries sich uns im Stadthafen ein Zirkus an, für Eintrittsgeld: „Gigantisch“ nannte er sich gradlinig heraus und fügte zur Erklärung, wie das geradezu gemeint war, hinzu: „sogar für New Yorker Begriffe (even by New York standards)“. Solche im Kommerz vielleicht nötige, elefantenbullige Großmannssucht, wie sie das Spektakel zu bedienen verspricht, geht bei Vergleich der beiden kolonialen Einfallstore in und aus der Neuern Welt, La Habana und New York, schon allein was die naturförmige Hafenqualität angeht, an die ältere, die kontinentale Schlüsselschwester, Havanna.

Auch Elefantenrennen bewegt im Hafengeschehen nur als Menschenwerk. Das Leben der Bahía von La Habana ist aus, mit und über Menschen gemacht. Ihre lebendigen Verhältnisse verlangen, täglich neu hergestellt zu werden. Sie bestehen bei weitem nicht nur aus unter- und überordnen, patriarchalem Eidotter und Schalenresten einer wie wir vermuten dem Entenei frühsowjetischer Agitation entschlüpften, wohl auch tschechisch gepuderten und seitdem im Subtropischen groß-

zünftig akklimatisierten Sozialistischen Gesellschaftlichkeit. Täglich wird von neuem aus-geordnet, eingeordnet und verunordnet. Der Patron des Spätkapitalismus, und seine an Schreibtischen weltweit mit-empathie-renden Mittelklasse-Täter*innen, nennen diese immer anders ermüdende Hebe- und Ablegearbeit im Hafengeschehen gern materialfeindlich „Logistik“. Nichts daran hätte je bloße Logik wuppen lehren können. Für den einfachsten Kontener-Schub brauchen sogar sie, was ihnen 1959 den Gar ausmachen wird: dialektische Verhältnisse; brauchen schon zwischen den Strahlrossenschlepperinnen und ihren Kolleginnen Kranfahrerinnen, die lange Kette aus Befehlsgewalt und doppelt freier Lohnarbeit, frei abhängig zu malochen und frei andernfalls zu hungern, also die kollektiv möglich werdende Ausführungsverweigerung. Der reelle Luntengeruch des Streiks vermittelt die Austauschbedingungen zwischen den Haltenden der Eigentumstitel eines Stücks Hafengut und der Frau im Schutzhelm, die im Havanna zuarbeitenden Kingston Harbour, Jamaika, die Strahlrosse an der Kontener-Öhre hochhält bis ihre Genossin zu teilender Arbeitskämpfe die Trosse über ihre Flaschenrollen am antillenüblich altmodischen Kran anziehen kann. Jamaikas Wasser vor der Hauptstadt hat seinen Verkehrswert seit mehr als 500 Jahren aufgrund der feindlich geschminkten Nähe zu Havanna. Die Grundstücke der Karibikspekulation, deren Raubzügen ihrer königlichen Majestät gegen die Spanische Kolonialbeuteflotte, vor und nach deren Sammlung in der lange als unein-

nehmbar geltenden Sicherheit der Havannabucht, darum auch teurer als die ihrer Drahtzieher selber in London gehandelt wurden, liegen heute bezeichnenderweise unter Wasser. Der öffentliche Linienbus zu ihnen aus dem letzten Jahr direkter englischer Kolonialherrschaft ist leer bis auf die Busfahrerin. Kingston ist einer der wenigen alt- und neukolonial englischen Häfen, der heute uninteressant genug ist, dass er sich erlauben kann, Kuba direkt mit Containern zu beliefern, beim kleinen Elefantenbruder New York würde da sofort die bewaffnete Macht einschreiten, als großbürgerlich aufgeklärter Rechtsnachfolger der Jahrhunderte royalistischer Piraterie, die Havanna unterkriegen wollten. Aber verwechseln wir für das letzte Jahrhundert, dessen selbstgemachte Produktionsverhältnisse alle anderen auf den Kopf zu stellen vermochten, nicht Ursache und Wirkung! Die Revolutionsarbeit kubanischer Arbeiter*innen selber hat ihren Nachbarn im kleinen Kingston diese fortsetzbare Frechheit in der nach wie vor US-geleiteten Waren-„Logistik“ möglich gemacht. Wir Kubafahrenden nun, an Bord des Container-Zulieferers Jaguar, laden unter der Regie deutscher Kapitaleigner für Havanna, 12. Februar 2003. Dass der konterrevolutionär angesetzte Streik in Venezuela gerade von niederen Chargen der Belegschaften abgesetzt werden kann, lässt unsere Fahrt – mal wieder – eine letzte werden. Alles wird beständig neu gemacht, wo überall Schiffe anlegen können, neu geknüpft. Die nächsten Fahrten der Jaguar sind für Caracas – Havanna direkt gebucht. In meinem Kopf kreuzen

sich noch die quasi-öffentlichen Rauchfahnen der Männer dieses Rasta-Hauptstadtbetriebs Jamaikas, hier nach gemeinsam erstrittenem Tarif versorgt von ausgesprochen nüchternen Amazonenbelegschaften. Halbzurückgelehnt und dem Ansehen nach voll zugekifft verbreiten die Nicht-Transportarbeiter im Spätkolonialbetrieb über diesen seinen Farben- und Fließbewegungen nach afrikanischsten aller karibischen Marktplätze großzügig das Markenparfüm ihres patriarchalen Himmelwesens, mit Hausmitteln angereichertes Kanabisgras. Sie sind dabei so beschäftigt in ihrer gleich für alle drumherum mitrauchentwickelnden Wichtigkeit dass jedes Handfestere, das dafür getreu den Kolonisierungsspuren auch noch zu tun bleibt, wie Busfahren und Schiffe beladen, in erster Linie von gewerkschaftsfesteren Frauengangs geleistet wird. Auf die versuchsweise russische Anmache der seefahrenden Parallelgesellschaft vom Deck groß einzugehen haben die organisierten Kolleginnen der Hafenbelegschaft in ihren sicheren und festen Ladehandgriffen zu sehr die Ruhe weg, stets im Verein mit der realen Zug- und Hubtechnik, auch die auf ruhigste Art der Inseln in Frauenhand.

„Am kubanischen Landesteg haben dann, was die proletarischen Arbeiten betrifft, wieder die Männer alles in der Hand,“ sagt mir ein russischer Handarbeiter an der Reling präzise voraus. Die Verunsicherung der missglückten Anmache färbt seine Satzmelodie blau, stete Briesse vor einer mit dem immerwährenden Abgelegtwerden leicht gewordenen Wut. Unser „Erster Offizier“, nach in-

ternational verpflichtendem Barockenglisch, oder auf unserem sozialtechnisch ein paar Seemeilen östlicher konzipierten Kahn der „Ältere Helfer des Kapitäns“ nach russischer Hierarchiebezeichnung wird nach Ablauf von 2 Tagen an Wasserumwegen um den kubanischen Archipel herum trotzdem vor allem mit Kubanerinnen verhandeln und Erfahrungen austauschen müssen, denn wo immer ein Computer bedient werden muss ist auf dieser ganz anderen karibischen Kolonialinsel eine studierte Fachfrau nicht weit. Da sind sich transnationale Kapitaleigner und kubanischer Fachverstand in hunderten von Verständigungsschritten nach jedem Anlegen ganz praktisch-handgreiflich einig: Zu keiner Zeit darf das auf seinen verletzlichen Stahlplatten der Schiffswandung ins Brackwasser der Bahía von Havanna gebettete Gleichgewicht des fußballfeldgroßen Stahlkörpers Kontener-Schiff von den vielen gleichzeitigen kollektiven Schiebewebungen im Ladearbeitsprozess an den Rand gedrückt werden.

Erst das Minute für Minute im komplexen Hin- und Her- geleistete Gleichgewicht erlaubt Sätze wie: der kubanisch Sozialismus hat die Oktoberrevolution und ihre mitteleuropäische Verfeinerung im tschechischen erfolgreich beerbt. Hat er? Die erste Internationale scheiterte, noch tief im wirklichen 19. Jahrhundert, u.a. an vehementen Unterschieden im taktieren mit dem in einigen Gegenden Europas eingerissenen „Familien“-Erbrecht. Am Beispiel proletarisierter Landbesit-

zer*innen wurde der Ehrgeiz beider Richtungs-patriarchen noch vor dem fatalen Offenlassen der Stadttore ihrer Pariser Kommune gänzlich unver-söhnlich. Der verpackte Junkersohn Bakunin wollte Erbgänge wie Familie glattweg und zugunsten einer Art weltumspannender Freimaurerei abschaffen, der bibliotheksfestere Sohn gelehrter Stadtgesellschaft, Kalle Marks, wollte den patriarchalisch-ländlichen Charme der Erbgang-Obzession als selbsteingebildeter und schon angenehmer säkularisierten Sinn eines Lebendig-seins gewisser Proletarier erst mal nutzen (Alles für andere), um wirklich alle anderen Verhältnisse zum Tanzen zu bringen und es dann im vollen Ballrausch ohne großes weiteres Federlesen auch einfach über Bord zu schmeißen. Und nun soll die Dritte Internationale, also Mutter Komintern und ihre letztlich ganz auf den Hund gekommene Tochter Kominform, plötzlich was zu vererben gehabt haben in der rabiat geschrumpften Familie? Müssen wir das glauben, um glücklich zu werden? Vielleicht hat Rotchina's derzeitige, stündlich neu schockierend kapitalförmige Produktionsmacht, die auch ihr beiläufiges Machwerk für deutsche Reeder, den drittklassigen Feeder Jaguar mit Mandarinbeschriftung am kläglichen Rettungsboot, in die Karibik gespuckt hat, seit 1957 Tag für Tag mehr dafür geleistet, Kuba im fortgesetzt elefantenbullig kalten Krieg mit den USA und seinen Vasallen über Wasser zu halten als das je einschiffbare Vermächtnis sämtlicher von uns untersuchter Belegschaften in Har'kov und um Prag zusammengenommen. Kubas Armer

Ritter hat Falläpfel und Erdäpfel zu einem neuen Brei verkocht, der Dir nicht nur hier in beliebiger Pferdeapfelform vorgesetzt werden kann. (Lass Dich damit trotzdem nicht veräppeln!) Waren die Herkunft dieser beiden Früchte aus je Ost (Apfel) und West (Erdäpfel) eigentlich genau genommen so verschieden? Die dialektischen Verformungen im Langen Marsch, Verfolgbar bis in die Logbücher Har'kover Dampflokomotiven durch China, 1917-1968, sind ja ebenso ein – gleichfalls eigenwilliges Erbe - der merkwürdigen Herbstmonate 1917 im Russischen Seitengeschehen unserer fortzusetzenden weltrevolutionären Bemühungen.

Um auf die klare Frage eine klare Antwort zu geben: an dem langen Marsch der revolutionären Vermächtnisse aus Belegschaftsmacht durch das 20. ins entscheidende 21. Jahrhundert ist etwas Wahres dran. Es ist auch etwas richtig Unwahres dabei. Beides ist gut zu wissen. Um uns auf keinen Fall zu verplempern in den kommenden Klassenkämpfen, haben wir sogar ein empfindliches Eigeninteresse, es so genau wie möglich zu wissen. Wir werden also weiterfragen auch wenn Wahres und Unwahres in diesem Beschreibungsversuch von Landschaftsbeobachtungen als Antwortformen in Aktion treten. Aber ich hielt' das ehrlich gesagt nicht im Kopf aus, nach 12 Jahren Quellauswertung als Zwischenergebnis das nur mehr das wichtigste, die bedeutend erweiterte Frageliste, ohne probeweisen Garderobevorschlag nackt zur Diskussion zu stellen. Deshalb lass ich die Fragen, die mich wegen all dem erfahrenen jetzt

am meisten bewegen, in vorschlagender Antwortform zur Diskussion antreten. Wenn Du sie unbekleideter kennenlernen willst, mach' Dich halt genauer mit ihnen bekannt und Dein weitergehendes Erkenntnisinteresse dann einfach unter Euch aus. Ich mag die jetzt guten Bekannten, die mit mir zusammen ein Jahrzehnt gealtert sind und auch die ganz unerwarteten Neuankömmlinge unter ihnen gern in notfalls sogar winterfester, praktischer Arbeitskleidung. Selbst das ist für die mir im bürgerlichen Wissenschaftsschmonz nächstfliegenden Fixsterne am reichlich leeren Himmel der Arbeiterinnen*klassengeschichte schon ein kaum zur Debatte annehmbares Kollektiv. Praktische Erfahrungsformen in konstruktivistischen Latzhosen mit gelegentlichen Gemüseflecken, das geht den wichtigen der Zunft zu sehr gegen das universitär-mittelalterliche Ständeverständnis und seine schütterten Aufklärungsderivate.

Für den durchschnittlich vulgarisierenden Neukantianer im weiterhin - nicht nur auf Kuba und in Westeuropa - sozial-, bzw. spezialdemokratisch flaggenden Wissenschaftsbetrieb, der die Kaufkraft und Machoruhe zur Schau stellen kann, solchen Fragen als professionell antwortender nachzugehen (der „erläuternde Herr“ aus Gorkis vorrevolutionären Beobachtungen; als Beispiel uns: Dario Azzellini) reicht ein Quentchen Unwahrheit an der transkontinentalen Sowjetsaga, um die alles regulierende eigene eschatologische Schreibtischhoffnung auf andere Projektionsobjekte der geschäftigerweise stets persönlich ver-

wissenschaftlichen Hoffnungsökonomie umzuwerfen. Wer bezahlen kann, bestimmt auch die Musik. Sogar im kubanischen Erziehungskanon ist von Internationalismus lenin'scher Prägung nur in entfernten Andeutungen und sichtlich unaufgeräumten Altbeständen die Rede. Da ist alles was glänzt und neu gemacht ist tollste freimaurerische Nationalitätsmystik. Die tolle kubanische Nation habe es halt gewuppt, buche Deinen neuen Fernurlaub in ihre alten und neuen Klassenwidersprüche! Auch damit verliert die konkrete revolutionäre Utopie als regulative Idee nicht die Marken ihres Herkommens, von dem sie zu unserer geplanten Verwirrung abgezogen wurde. Aber sie bleibt vermarktbar als kubanisches Exportprodukt nach Westeuropa nur noch als Abstraktum, eine gute Idee, Bonbonpapier einer Planstelle im vereinheitlichten Institutsbetrieb, der die eingebildesten Mediensegmente bespielt. Wir machen hier aber keinen Arte-Abend, liebe Leute! Der dialektisch geschulten Handarbeiterin und ihren Kollegen sind solche entschieden vormarxistischen Planspiele und deren geschäftiges Unters-Wasser-Ducken historischer Auswege ihrer Klasse nicht unbedingt eine Hilfe. Es wurde und wird gelogen, um transkontinentale Arbeiter*innenmacht in Vergangenheit und Gegenwart darstellbar zu machen. Wie oft hast Du selber dabei schon kumpelhaft ein Auge zugedrückt? In einer auf Warentausch an ihren möglichen Glücksmomenten konsequent vorbeischlitternden Gesellschaftlichkeit ist ein klassenförmig operierendes Belügenkönnen das einzig gültige Baumotiv. Aber mit diesen

Bausparplänen nettangezogener Vermittler (fast alle männlich, rosahäutig, um die 40, gewohnheitsmäßige Computer-able-isten) ist jetzt Schluss - auch beim Aufschreibenden, auf den alle diese formellen Attribute sonst sozial erzwingbarer Privilegien eigentlich passten! Kein Auge lassen wir uns mehr zudrücken! Wir haben bald ausgelesen. Wir wollen dafür alles wissen! Wie können wir also umgekehrt die Beleuchtung und Perspektive auf Arbeitskampf gestern-morgen und seine Subjekte im Hafen von Havanna so wählen, dass wir den imposanten Bauleistungen und der Radikalität gerecht werden, mit der künftige Vergesellschaftung sie verstehen wird umzunutzen? Wir brauchen dafür ein doppeltes Entgegenkommen. Du kannst uns entgegenkommen, indem Du kritisch lesend Deine eigene Erfahrung mit Warentumschlag als Motor gesellschaftlichen Umschlagens überhaupt gegen den Strom unserer Erzählung einsetzt. In den daraus entstehenden und zur Zeit noch bestimmt unvorhersehbaren Verwirbelungen brauchen wir selber das Entgegenkommen des einzigen maßgeblichen Subjekts unserer Zukunftsgeschichte: einer global machbaren Arbeiter*innenklasse für sich. Wenn lesende Arbeitende und ein fast ausgelesener Bücherkasten zusammenstoßen und es klingt hohl, liegt das natürlich allemal ganz allein am Kasten. An welchem? In seinem Kolonial- und Hafenroman Stopfkuchen lässt der Provinznachbar Wilhelm Buschs, Wilhelm Raabe, tönen „Komme raus aus Deinem Kasten!“ Er meinte wohl das damals schon mit Kolonialwaren aller Weltkontinente,

inklusive ihren mäßig mithörenswerten "Erlebnissen", förmlich zugemüllte Schiff aus bloß Unbürgerlichem, das als Kasten auf den Fettaugen der wilhelminischen Sintflut zu schwimmen verstand und Handlungsfertigkeit bloß demonstrierte, eine Art biederdeutsscher Version von archetischechow'schem Noah-Naturalismus anstelle des über Wasserwege doch genauso zugänglich Realismus z.B. Majakovskijs, 1925 nicht zufällig auf Hafenbesuch in Kuba. Es reicht aber nicht mal, dass wir den Verhältnissen bloß entgegenkommen. Sie werden auch uns entgegenkommen, ganz egal ob wir das wirklich so wollten. Wenn die letzten Wasserwirbel abziehen zwischen Schiff und Mole kommen beide mit genau jenem Schwung aufeinander zu, eben jener zweideutigen Heftigkeit, die über Kentern und Untergang oder aber glücklichen Landgang unserer revolutionären Lust entscheidet. Und auch danach hängt es an kleinsten Details der Vorbereitung an Bord und am Hafen, einer mutigen und – im Nachhinein erkennbar - einzig richtigen Weichenstellung in den Verhältnissen einer der Anlegestelle vorgelagerten Schienenreproduktion zum Beispiel, ob wir den Kasten schnell genug und mit der richtigen Zielrichtung entladen bekommen. Aber das Gelingen liegt auch am großen Überblick, einem - immerhin intuitiven - erfassen der Gesamtheit prärevolutionärer Landschaften weltweit, die in diesem Hafengeschehen auf direktestem Weg, eben auf dem Wasserwege, wirksam werden.

Das Wasser drumherum erlaubt allen, die zu befehlen imstande sind, seltener sinkende Kästen bauen zu lassen, sich darüber an den Archipel Kuba heranzumachen. Neben dieser ausgesprochen liberal-demokratischen Gunst im Zutritt für große Eigentümer großer Schiffe, ist die karibische Salzbrühe vor allen Toren Kubas zur Welt aber auch ein wirklich zähes Zeug. So richtig schnell geht es nicht. Das haben sie alle drei gemeinsam: was in Russland die schieren Entfernungen – die wilhelminisch instruierten bürgerlichen Staatsanwälte kommen um 7 Monate zu spät in die enteigneten Betriebe Har'kovs (10. April 1917) – das sind in den durch und durch protoindustrialisierten böhmischen Wäldern die Berge und Hügel. Je nach Fabrik um durchaus rund 7 Stunden zu spät kam die Rote Armee in Prag an und die US-Kollegen in den Zündholzfabriken von Sušice. Da waren die nicht mehr deutsch besetzbaren Betriebe schon befreit, in Räten organisiert und auf den eigenen Barrikaden, alles was danach kam - Betriebsräteverfassung, der Abzug der Roten Armee 1945-1968, Betriebssozialisierung statt Marshallplan - musste sich bereits danach richten. Und wer schenkte die nötigen wirklich freien 7 Minuten dem kubanischen Weltcoup? Ja, bloße Strömungsunterschiede, Wirbel in der Wasserwelt drumherum. So strömt die ausgesprochen rege Langeweile der Innenstadt Havannas regelmäßig mit offenem Erstaunen an den Rand der Wasserscheide zwischen dem zähen Brackwasser der Bahía und den mächtigen Ozeanschaukelleien, die ein halbdutzend Mal jede Minute die Felsen zer-

trümmern auf die der Malekon in die Gewohnheitsgisch asphaltiert wurde. Wieviel herrschaftsgewollte Langeweile hergestellt werden muss, um die ökonomisch erzwingbaren Massenproduktionsverhältnisse, z.B. die der Hafenprostitution von Hamburg oder Havanna – innerhalb und außerhalb ihrer Scheinfamilien, für alltäglich etabliert und irgendwie aushaltbar zu halten, mag sich die Mehrzahl der Kollegen nicht vor Augen führen. In seiner maßgeblichen, marxistisch informierten, Hafenarbeit schreibt Klaus Weinbauer demonstrativ mit einer beförderungsfähigen Hand vor den Augen, die er nicht jedem reicht: „Wenn in der vorliegenden Studie [Hamburg 1914-1933] Arbeiterinnen kaum auftauchen, so liegt dies nicht an der scheinbaren [who is he to judge?] männlichen Arroganz des Autors, sondern daran, dass Frauen im direkten Hafenumschlag – abgesehen von der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit – keine Rolle spielten.“ Wie gut, dass unsere rosarote Professorenschaft Bielefelder Schule wenigstens klar verräterische Sätze produziert, wenn schon keine Klasse Erfahrung!

Der direkte Hafenumschlag im real existierenden Kapitalismus ist eine komplex zu verarbeitende fortgesetzte Kriegshandlung. Die Ozeanriesen, die da unter der hübsch-barocken Folterfestung kapitalistisch-politischer Polizeiarbeit bis 1958, der an den linken Eingang des Hafentheaters gestellten Kabanja von Havanna, ihr eigentliches Element verlassen müssen, um - wie sie das gelernt haben - mit ihren Warenladungen das Land einzuseifen, gewinnen die Seifenblasen der Bahía nur jeweils

zentimeterweise. Ihr Fortkommen ist stetig aber sehr, sehr langsam für die fluchtbereiten Rehauen am Wasserrand unter den quälend langsam nur vordringenden mächtigen Ladekörpern. Es ist die Diktatur der unbezahlten Langeweile, die in den möglichen Subjekten ihrer Abschaffung dringend will, dass es schneller geht, schneller vorbei ist. In solch wahrlich perfide Unruhe getriebene Orgasmus-Angst ist die Mutter aller Produktivität eines Hafenlebens, ob nun vorgeblich patriarchal oder matronal formalisiert. Zunächst ist der technisch normierende Ladedruck des Transportkapitals auch subjektiv tatsächlich nur mit vorkapitalistischen Erfahrungen leistbar. Und solche Beschleunigung zu verlangen wo eine andere Langsamkeit nötig wäre, kann sich jeder Frauenraum als gerechte Streikforderung herausnehmen. Als der Sohn Ivans die widerliche Gewohnheit annahm, im Frauenraum der Zarenfestung aufzutreten wie und wann es ihm passte, konnte nur einer noch Einhalt durchsetzen: seine Vaterfigur – und auch das in letzter Instanz auch nur durch einen klaren Mord auf frischer Tat, der dem tapferen Traditionsfeministen Ivan selber allerdings in der zartbesaiteteren Vergewaltigerkultur des unternehmerisch berufsbelustigten Westens bis heute den Beinamen „der Schreckliche“ eintrug. Auf Russisch heißt er liebevoll immer noch „Ivan, der Drohende“ als wären wir noch am Anfang der Geschichte. Diesen für Kubas Hafenspektakel wichtigen Einblick verdanken wir dem Nachfragen der Tochter einer sowjetischen Arbeiter*innenhistorikerin, Puškarjova – selber kein

Kind von Traurigkeit. Der Bezwingen von Kazan also reflektierte in letzter Instanz handgreiflich gegen seine eigene Erblinie zugunsten eines gesellschaftlich geschützten Frauenraums im frühbarocken Hafenbetrieb an der Moskva. Und nicht ohne Gefühl für Effekt ließ ein anarchistisches Flugblatt für Hafenarbeiter*innen 1935_ ihn als bärbeißigen Frühstalinist auf den Kai von Havanna treten („Arbeiter, wählt nicht!“ IHC (La Habana) 1/11.69/1/1), willkommene Ikone der Gegenauflärung. Auch der afrocubanische Morse-Animismus hat, notdürftig hinter Hafenmauern versteckt, ein widerständiges Früchtchen für die Angstphantasien der Begehrlichen anzubieten, wie uns Michael Zeuske mitteilt. Die indianische Tschirimoja trägt in ihrem rosigen Fruchtfleisch feine, zähneartig harte Einsprengsel was den bürgerlichen Primitivist Sigmund Freud im kubanischen Volksmund glatt um den Entdeckernimbus der gezähnten Vagina brachte, nicht dagegen der im bürgerlichen Geschäft zähmbaren. Im prüden Deutschland wird uns gerne vorgeworfen, wir würden Klassenkampf unangemessen sexualisieren. Wir sexualisieren aber nicht wie im bürgerlichen Geschäft hinnehmbar, um unseren Spaß zu haben, sondern um der klassenförmigen Ausbeutung ein für alle Male ihren Spaß zu nehmen. Mit welchen Waffen denn, fragt ihr, wenn nicht bärbeißigen? Eine Hafengeschichte.

Wir stehen an den Einlaufbefestigungen des Hafens. 2004. Links der Ozean. Rechts die Bahía . Vor

uns das entsetzlich langsame Geschehen. Schatten der Warenkörper gehen in die Bahía über Augen, die landeinwärts mit Lebendigerem wenig geworden sind in ihren Fluchtvermögen, geübt an den allnächtlich-täglichen Tanz- und Arbeitsverhältnissen der Stadt selber. Einer aus Mexico über Kanada eingewanderten Theaterarbeiterin der Indianer*inneninternationale gefiel an diesem Noch-Nadelör des kapitalförmigen Weltmarkts eines abends ausgerechnet die sich langsam UND schnell im Zusammenspiel beider Bewegungen verändernde Brechung von Trompetentönen an den Stahlbordwänden, die ich einen Winter lang vorher bei der Lohnarbeit im Hamburger Hafen zufällig spielend entdeckt hatte. Romantischerweise begann sie unser folgendes Zusammenspiel mit der Klarstellung, dass sie als Arbeiterin der aktuellen indianischen Revolution ihres Kontinents wirklich keine Zeit und kein Herz übrig habe für Sussibussi mit Touristen aus dem fernen Osten. Über die folgenden Monate unserer Freundschaft verstand ich: sie verbrachte ihre Zeit zwischen den Theaterunterweisungen, die sie gab, in vorbildlicher Disziplin ausschließlich mit genauestem Studium der Tanzbewegungen der Stadt. Ganz im Sinne des Verfremdungseffektes, oder marxistisch informierten V-Effektes (die V-Vagina-Monologe waren da schon über die erzpatriarchalen Bretter des kubanischen Nationaltheaters gegangen, mit dem globalen Exportformat der Ensner-Dramaturgie ließ sich das Wrack offensichtlich nicht wieder seefest machen); so sprach sie die Methode Berthold Brecht neuweltlich als

Schule Augusto Boals an. Bei ihrer Vorliebe für Gesellschaft bei und nach der Lohnarbeit, konnte sie auf präzise von ihrer Beobachtung ausgemachte Einzelne hinweisen, die sich in dem Fluidum der sozialen Wellenbewegung der nächtlichen Stadt mit besonderem Taktgefühl, z.B. synkopisch aus der bewegten Menge hoben. Ja, sie kannte schon nach einem knappen halben Jahr intensivster Beobachtungsarbeit am Hafen, ohne sich dabei je selber zu verlieren, in groben Umrissen bereits deren Garderobemöglichkeiten, kommentierte gelegentlich ihre Farbwahl für den jeweiligen Abend der Aufführung des nachrevolutionären Stadtbildes Havanna. Nicht etwa ein rachmaninow'sches Gesamtkunstwerk war Ziel ihrer Methodenwahl, sondern die bewusste Wechselwirkung revolutionärer Kunstformen. Als Klasse den Aufstand machen ist das gewissenhafte Lernen einer Kunst mit ihren dem späten Bürger so fremden Gesetzen, las Lenin bei Marx heraus in seinem Heuhaufen, dem Exilversteck bevor er sich, von Dockarbeiter*innen seiner Stecknadelarbeit beraubt, zurückstahl an den Hafenkanal am Smolny zum 24. Oktober 1917. Wir verabredeten uns also, dort zusammen die öffentlichen Wände mit Wandkalkfarbe zu bespielen, wo der zynische Valutaspaß der Hauptstadt definitiv aufhört: an der wasserabgewandten Dreckseite der sozialen Riesenunordnung Havanna, den Favelas in seinen Fabrikrüinen aus dem tschechischen, aufgegebenen Militäranlagen der russischen, schildkröten-gleichen Importbewegung nun verrostender Jahrzehnte kurzlebiger Solidarität. Viel eindrucksvoller

als die Armutskonversion in der Stadtlandschaft agierten die mit uns malenden Menschen: Ingenieurinnen, z.B. die, auf Weltniveau der 80er Jahre ausgebildet anhand von tschechischem Anlagenbau und russischer Militärtechnik, ihr halbes Leben bereits in demütigend kleinkapitalistischen Flohmarkt-Nischen der urban im Spätkapitalistischen aufwertbaren Wasserkanten der Stadt verträdeln mussten. Wir waren verabredet. Was musste noch gesagt werden am Eingang der Bahía? Der Abend war lau, der Wind von See mild und in keinem Verhältnis zur Gischt der Ozeanwellen, die vorrollten, sich über dem Malekon bereits erschöpfend zu erbrechen vor der subtropischen Nacht.

Und doch plapperte ich der Genossin Geschichten von unserem nahen und nächsten Osten vor, mit dem sie erklärtermaßen nicht wollte. Ich weiß bis heute nicht genau warum. Ungläubig schüttelte sie den Kopf über die revolutionären Streckenverhältnissen der russischen Eisenbahnen seit 1917. „Wochenlang gradeaus? Ich weiß ja nicht mal, was ich morgen früh aus unserer Garderobe nötig habe, geschweige denn mit welchen Gegenbewegungen ich damit Synkopen in den Rhythmus der Stadtbewegungen einfädeln werde.“ Ein Ziel, versuchte ich zu überreden, und die Welt teilt sich in zwei sehr praktisch unterscheidbare Lager: das eine ist die effektivste Bewegung dorthin... alles andere ist Zögern und Firlefanzen. Du wärest wie ich Dich kenne die letzte, die sich für Konterrevolution entscheiden würde?

Ich bekam nichts Hörbares zurück auf diese Zumutung aber einen Blick. Wäre ich ein Historienmaler, ich würde ihn zum Festhalten über glutrotem Leinwandgrund im Halbdunkel unter Maisölasuren wie in mexikanischer Erfahrung tränken, als wäre Montezumas Rache nur ein Treppenwitz vor seiner Palaststadt. „Bin ich Euch so weit entgegengekommen, um mir das anzuhören?“ Ich bin aber kein Historienmaler und weiß auch: alles Festgehaltene hat seine dialektische Kraft schon verloren. Wer festhält ist immer zu spät und zu früh, allein unter all den splendiden Genossen, ein Schandfleck unserer allseitigen Bewegung.

Also beinhaltet der Aufstand auch die Kunst loszulassen. Als ich von Kuba ablegte bekam ich von ihr eine Feder zugesteckt. Ich meinte ziemlich sicher zu wissen, dass meine Arbeit bis dahin sie nicht verdient hatte, ja sie in der ihr vorausliegenden, wohlmöglich jahrzehntelangen, Zielgeraden erschreckenderweise nicht einmal richtig wird gebrauchen können. Sie kam nämlich von kanadischen Berufskolleg*innen aus der stets bis ans Äußerste prekären und renitenten Arbeit gegen kolonisatorische Zumutungen in einem der letzten formal indianischen Territorien des entstellten wundervollen Kontinents. Wie das mit Federn so ist, ging diese mir denn auch flugs verloren, fast so schnell wie die kanadische Adresse ihrer Kompanie auf der Überfahrt. Der Linie folgend müssen

wir derart Federn lassen, dass vielleicht nur eins uns bleiben kann: der an Bewegungsbeobachtung auf die unruhigste Art weise gewordene Blick, über den diese Genossin damals schon verfügte, ein Jahrzehnt bevor ihre „idle no more“ Bewegung den Kampf mit der kanadischen Extraktionsbourgeoisie offen aufnahm. Nie hat jemand meine mehr oder weniger unbeholfenen Skizzen von der auf spätkoloniale Schiffe verladenen Eisenbahngeschichte eines möglichen revolutionären Erbes aus unserem 20. Jahrhundert mit mehr Befremdung und gleichzeitiger Nähe betrachtet als dieser ALLEN unseren Versuchen gerecht werdende aufrecht-kritische Blick vor dem Hafengeschehen von Havanna. Und dabei war notwendigerweise so viel frische, den Ozeanriesen voraus-eilende Bewegung in ihrer erfolgreich wahrnehmenden Ablehnung! Ein Prozess mit klarem Ergebnis. Die Schärfung der gegenläufig, also ernsthaft, suchenden Pupillen setzte so ungleichzeitig ein, dass die befremdliche Nähewirkung unmöglich einer Gewöhnung unterliegen konnte. Bis zu diesem Moment hatte ich ernsthaft geglaubt, revolutionäre Theaterarbeit versetze vor allem in die Lage, Fernschönheiten dank dem aus ihnen gewinnbaren Verfremdungseffekt organisierend in Wirkung zu setzen. Am Hafen von Havanna begriff ich die explosive Nähe mit der wir alles Befremdliche in unsere fast ausschließlich an Umwegen und scheinbarem Firlefanzen schulbare revolutionäre Vorbereitungsarbeit übersetzen können.

Die Sternstunde des US-amerikanischen Imperialismus über dem Hafen von Havanna begann 1898 mit einem Knall und endete 1958 mit einem Winseln. Einen Elftenseptember, den ersten seiner Art, mussten sie in die Wege leiten für diesen Jahrhundertehrgeiz, das Hafenbecken von Havanna rumzukriegen und damit das dahinterliegende spanische Weltreich gleich mit, in dem die Sonne tatsächlich 1898 noch nicht untergegangen war, weswegen die bürgerlichen Kenner*innen spanischen Theaters diese Epoche auch als „die goldene“ lieben – und das nach 30 Jahren proletarischer Mobilisierung im kubanischen Bürgerkrieg gegen eben dieses Theater, dessen Ruf nach Aufruhr bereits Freiwillige aus dem russischen Hinterland entgegenkommen konnten, von dreien wissen wir. Und siehe da, kurz bevor die Aufständischen mit dem spanischen Kolonialjoch ganz fertig geworden waren, wurde der von ihnen bereits errungene Manövrierraum zur Zielscheibe einer denkbar kühl gemachten, waschecht feindlichen Übernahme. Für die Aufführung der neuen US-Weltindustriemacht in dem ihr noch – später: schon – fremden Hafen, dem vernachlässigten Konquistadorenknotenpunkt einer bis damals noch auf Europas herrschende Klasse zurechtgeschorenen Welt schuf die Propagandaabteilung der nordamerikanischen Operationen ein künstlich dorthinbugsiertes Hindernis: die mächtige Nordstaaten-Arbeiter*innenklasse, gefangen auf einem gigantischen Schlachtschiff ihrer Majestät Börsenpräsident, „Maine“. Dieser zwangsweise herbeigeschaffene Haufen aus Stahl und Mensch

von knapp tausend_ Seelen, den ihnen aufkommandierten Lausebedingungen wegen kurzgeschorenen, stand nun ausgerechnet in der Sonne. Wem? Dem auf ihrer Arbeit zu bauenden Weltimperium am Kai von Havanna. „Geh’ mir aus dem Licht!“ bat der bürgerliche Diogenes seinen proletarischen Haufen mietbarer Hände. Also bekamen die Kriegslohnarbeiter*innen, kälteres Klima gewöhnt, nun obendrein noch einen „Haarschnitt“ verpasst, ganz so wie das ein Jahrhundert später zur fliegenden Redewendung herausgelobbied wurde für die Nachfolgegriffe der Erbenagentur Weltbank, eingetragenes Warenzeichen. An solchen Tagen, das wissen wir Kinder eines späteren Elftenseptember, wenn wir im nachfolgenden Jahrzehnt genauerer Recherchen unsere Ohren nicht mit Wachs zugegossen haben, kommt mancher natural born leader (naturbelassener Lidl-Manager) spät oder gar nicht an die Stelle seiner eigentlichen Kommandoarbeit. Seltsame Dinge geschehen in den Nächten davor. Und... Kinder, heult doch nicht schon vorher! Ja; dann knallt es. Zur in der Tat ungemeinen Beruhigung der herrschenden Klassen der Welt bei diesem Urknall eines neuen globalen Systems geht die tödliche Ladung der „Maine“ im Hafen von Havanna ausgerechnet los als die Offiziere Stadtausgang haben.

Bleibt die Mannschaft, die mit ihrem für gigantische Tötungsprozesse gebauten Droh- und Schiffeversenkungssarg nun selber knapp unters Brackwasser der Bahía versinken muss, so will es das patriotische Gefühl der nun profitierend bei

ihrer Nicht-Rettung einspringenden Unternehmensgruppen. Niemand hat den ökonomisch zwangsverpflichteten Schlachtschiffproletarier*innen neben dem obligaten blinden Gehorsam auch noch Nebensachen beibringen wollen, wie das in der Marine unübliche Schwimmenkönnen oder wenigstens einen funktionstüchtigen Evakuierungsplan. Die organische Masse in der Industrieanlage Zerstörerschiff „Maine“ hat Anlagewert, solange sie die organische Zusammensetzung mit dem dort installierten Tötungsgerät herstellt. Geht diese während eines Spaziergangs der Offiziersklasse unter, dann um des Gebrauchswerts der weltbewegenden Schlagzeile willen besser ebenfalls gleich in ihrer organischen Zusammensetzung. Mit diesem dramatisch trotzdem wenig befriedigenden Heldentod für den Appetit des Vaterlands, müssen sich die Stilisten in den Redaktionsstuben nun rumschlagen. Sie machen ihren Job ganz gut. Die USA machen dem kriegerischen Krieg schnell im Sinne des bürgerlich produzierten Weltgewissens ein Ende, um endlich am kriegerischen Frieden verdienen zu können. Das Stahlgestell der erfolgreichen Operation kann bei dem lausigen Tiefgang im verschlickenden Hafen der abgehalfterten europäischen Herrschaft über Kuba beim besten Willen nicht als melodramatische Performanz der Titanic voraussinken. Auch nüchterneren Investoren, die schlicht und zackig neue Kästen in ihrer neuen US-Kolonie be- und entladen lassen wollen, war klar: genug Wettlauf gespielt um den Platz an der Sonne, hier mitten in den Hafenschlick der Weltschönheit muss eine

Pax-Amerikana-Dividende her. Einer dieser Kästen enthielt übrigens die Scheinselbständigkeit der Insel im neuen Weltimperium, Verfassung mit den üblichen Amendements, aus denen sich wie oben die Luft ablassen ließ, eigenes Capitol, ein eigener Havanna Yacht Club für die parlamentarischen Verhandlungsbedürfnisse der neuen alten Happy-Few, etc. Aus nicht ganz erklärlichen Gründen wurde sie bis 1933 nie richtig ausgepackt und dann auch nur andeutungsweise.

Der kriegerische Krieg mit Spanien hatte nicht lang genug gedauert. Der kriegerische Frieden muss die nötigen „Infrastruktur“-Vorgaben schleunigst mit einer nun tonangebenden Marge von Extraprofiten vorspuren. US-Kriegskapital, Haliburton, Bechtel, will gleich und ganz beschäftigt werden, um mit Steuergeldern der besiegten Klasse z.B. diesen Hafen auszubaggern, die Kai-mauern zu verstärken, die Lagerlogistik und vor allem ihren Menschenmarkt der eingeborenen Säckeschmeisser dafür zurechtzurationalisieren, damit es bei den Folgeoperationen besser flutscht.

Alles war auf Jahrhundertssieg hin gebaut auf den Knochen der „Maine“-Heizer im Hafen von Havanna und dann das. Nach nur 60 Jahren Entwicklungszusammenarbeit auf den durchaus schmerzempfindlichen Knochen durchaus noch lebender

Hafenarbeiter*innen, funktioniert über diesen Welthafen zum Neujahr 1959 nicht mal eine Evakuierung der bürgerlichen Stadthalter*innen-Klasse Kubas. Er steht still, obwohl das gesammelte reaktionäre Potential der Insel sich in dieser Stadt in nie vorher gesehener Weise ungeduldig auf die Füße tritt. Generalstreik. Der US-Botschafter hatte bereits ein neues Ministerkabinett eingesetzt, von der Batista-Diktatur seit 1933 sollte keine Rede mehr sein. Nun hakte es aber ausgerechnet an einem Punkt der Herrschaftssicherung, die US-Machtstrateg*innen wohlweislich niemals aus ihrer Hand gegeben hätten, nicht mal den am handzahmsten ge„Maine“ten kubanischen Oberschicht-Zuträger*innen. Den Hafen der Mainkanonade gab man nicht mehr aus der Hand bis er sie zerbiss zum bitteren Ende. Das vorgelagerte Zuckerwerk hatte man aus Verstetigungsinteressen durchaus in Teilen unter nationalstaatliche Regie laufen lassen. Vom Sowjetsatelliten lernen heißt siegen lernen, hatte sich der letzte US-Diktator auf Kubas Boden beraten lassen, auch von der landeseigenen Kominternpartei PSP, die ihrerseits – vom großen Bruder lernen hieß für sie siegen lernen – bis beinahe zum bitteren Ende dem Aufsteiger-Establishment proletarischer Herkunft Batistas näher stand als den mit zweifelhaftem Ausgang in die Sierra abgestiegenen Mittelklassekids Fidel und Che. Gut beraten, mittelmäßig bewaffnet und richtig schlecht beim Buchhalten schuf der exProletarier-Offizier Fulgencio Batista einen weltlichen Nationalheiligen, el Apostól, José Martí und einen Platz für Millionen-

aufmärsche zu seinem bleichen Monstermarmorpopanz noch dazu. (Den Tip, daß die urbanistische Sozialtechnik dazu vorrevolutionären Baujahrs ist, verdanke ich wie vieles andere Michael Zeuske, wäre ich selber nie drauf gekommen). Dem karibischen ZuckerLeninismus waren das alles ganz leicht übernehmbare Trustbildungen. Die englischen Aktionäre der kubanischen Eisenbahnen wurden majestätisch ausbezahlt und ein Batista-Staatsunternehmen konnte nun angesichts der Autobahn-Investitionen nach US-Modell der 50er Jahre auf Steuerkosten bis zum heutigen Tage ohne weitere Eigentumsreform in seine museale Bedeutungslosigkeit weitertuckern. Nicht so mit der Hochseeflotte und ihren Hafenanlagen in der Hauptstadt. Die einzige Schifffahrtsaktiengesellschaft mit kubanischer Kapitalkontrolle, la Empresa Naviera de Cuba S.A., gegründet 1916, ging nach 10 Jahren konsequent von dem kubanischen Großkapitalisten José Francisco Barraqué ausgesaugt, bei ihrer absehbaren Pleite schon 1950 als lukrativer Bailout konkursmäßig im Staatsbesitz auf. Das war die Krabbe. An den alten Harung kam und seine Erfahrung kamen solche Mätzchen eines Bismarcksozialismus nicht ran: selbst 1958 hatte der größte Kasten unter den 22 Schiffen und Schiffchen dieser kubanischen Nationalflotte gerade mal 7,5 Kilobruttoregistertonnen, berichtet del Toro (S. 212). Und so wählte die kubanische Diktatur enigmatischerweise ausgerechnet unter allen 7 sich hierzu anbietenden Plagen der Weltgeschichte die westdeutsche Bourgeoise, um sich über die 50er Jahre hindurch

auf Dollarbasis umfassend beraten zu lassen, wie man das bloß jemals anstellen könnte, im US-Schatten eine eigene Hochseeflotte aufzubauen, das heißt eines fernen Tages sogar von eigenen Häfen abhängig werden. Im gemeinsam feuchtschwülen Traum abseits jeder Realität des kapitalistischen Weltmarktgeschehens, fanden sich bürgerlicherseits sogar Biedermann und Brandstifter wieder. Nur ein paar Geschäftsjahre vorher hatten drei ausgesprochen fies und erkennbar deutsch verschossene Torpedos gegen das ehemals neutrale Cuba mehr als die halbe Handelsflotte der Nation versenkt. Überhaupt war ein Drittel der globalen Weltkriegsschiffverluste das Werk einer Handvoll deutsch instruierter U-Bootmannschaften ausschließlich im Antillenraum. Nirgendwo waren Schiffe so lebenswichtig für große Inseln im Welthandel und nirgendwo Schifffahrt so willkürlicher Fremdbestimmung ausgesetzt. Die Kohlenstation Guantanamo war, wie die Kollegin Lipman eindrucksvoll in ihrer US-cubanischen Arbeiter*innengeschichte nach W. Bush zeigt, damals noch ein wirklicher Überlebens-Stützpunkt für Klasseninteressen in einer Kette, die global hätte reißen können. Niemand scheint, der ausführlichen, nichtöffentlichen Flugblattsammlung im Zentralkomitee Kubas nach zu urteilen, diese Gefahr und ihre Chancen so schnell und so genau begriffen zu haben wie das Hafenproletariat Havannas in der Räteform seiner Selbsthilfearbeit. Das Elfteseptemberwerk von Pearl Harbour zum 7. Dezember 1941 war vollbracht aber die Feuer zum 12. noch nicht ge-

löscht. Roosevelt konnte seine Flotte, mit der er für seine praktischer interessierten Sponsor*innen zu forschen nach dem südpazifischen Öl vorgegangen war also wieder für die Bedeckung Hawaiis zurücknehmen, eine über die zeitgleichen Feindmanöver bestens informierte Flottenbewegung, die in den allerwenigsten Geschichtsbüchern der freien Welt für überhaupt irgendwie erwähnenswert gehalten wird. Da wusste der Rat arbeitsloser Säckeschlepper im Hafen der kubanischen Hauptstadt schon, wie das „langsame Erwachen einer großen Nation“ (Tagebucheintrag Brechts in Kalifornien, auf halben Wege zwischen Havanna und Hawaii) angemessen im Interesse ihrer globalen Klasse beschleunigt und besser ausgerichtet würde. Japan, geschweige denn dem 3. Reich oder den italienischen Besatzern des afro-cubanischen und jamaikanischen Zion, Äthiopien, war noch nicht der Krieg erklärt, da sprach das Komitee der arbeitslosen Säckschmeisser im Hafen Havannas schon auf einer prekären Schreibmaschine von der einsehbaren Notwendigkeit einer globalen Mobilmachung gegen den nun erkennbar gemeinsamen Klassenfeind. Die Säckeschlepperinnen des Hafens kannten die seltsamen Emotionen der Maineversenkung und ihrer langwierigen Folgen aus direkter Anschauung von ihrem eigenen, ihnen leider nicht immer zugänglichem Arbeitsplatz. In diesem kritischen Moment, an dem der Klassenfeind im Land und im kolonialen Adoptivmutterland „gegen den gemeinsamen Feind“ vereinnahmt und verpflichtet werden konnte, waren sie nicht müßig, ob-

gleich „bracceros deplacados“, idle no more. Sie sprachen gleich von dem was sie beschäftigte und was vorher seit Ankunft der flüchtigen Geschlech-
ten aus dem spanischen Bürgerkrieg niemanden unter den Besitzenden der Insel wirklich interessiert hatte: der so lange versäumten Möglichkeit, den italienischen Faschisten im Suezkanal den Weg gegen die Brüder Afrocubas in Äthiopien abzuschneiden, dem allen Proletariern der Welt Grauen bereitenden Ring der Belagerung um Leningrad, der ersten erfolgreichen Gegenwehr vor Moskau, die nur eine Woche früher erkennbar geworden war für die, die Ohren hatten zu hören was aus den Telegrafembüros über die nun offensichtlich mitbedrohte Insel kam.

Ähnlich wie im tschechischen Proletariat drei Jahre vorher, brauchte diese Mobilmachung im proletarischen Überlebensinteresse, hier gegen die Realität des totalen U-Bootkriegs, eine U-Wende (a U-turn) in der bis dahin genuin antimilitaristischen Praxis der Arbeiter*innenviertel. Die ganzen 20er Jahre hindurch hatten radikale Arbeit*innen in Prag, parallel zu ihrer bis auf Dezember 1920 praktizierten Blockade der Bürgerkriegsaufzüge aus der 1. Phase der Kommunistischen Internationale, die Abfahrt von Rekrutenzügen zu blockieren geübt. Diese ganz und gar nicht in pazifistischen Haltungen verzettelte Friedensbewegung wusste genau: wenn mobilisiert werden würde in der bürgerlichen ČSR bis 1938 wie im bürgerlichen Cuba bis 1941, dann gegen die Sowjetunion, also u.a. gegen ihr eigenes, mit konkreten Bürgerkriegsdrohungen erreichtes

Lohnniveau. 1938 stand der Bürgerkrieg der Arbeitskämpfe im tschechischen auf einmal gar nicht mehr vorne vor und es hofften tschechische Arbeiter*innen wie Bürgerliche gleichermaßen, dass die Garantieerklärung der UdSSR für die Tschechoslowakische Republik real werden würde; und bis heute sucht ein US-amerikanischer Wissenschaftler wohl auch weitere Beweise, aber vor allem den entscheidenden Gegenbeweis für die Möglichkeit, dass entsprechende Truppenbewegungen an einem sowjetischen-rumänischen Grenzübergang nicht doch Varnsdorf vor seinen Warnsdorfern noch hätte retten können 1938. 1941 nun wurde es plötzlich um die Bahía von La Habana ungeheuer wichtig, und zwar dem Anschein nach bei bürgerlichen und Arbeiter*innen gleichermaßen, ob in diesem harten Winter Murmansk und Archangelsk für die Lieferung kubanischer Zuckersendungen zufrieren werde, oder doch noch lebensrettend hier und dort, für fremde Schiffe zumindest, noch offen blieben. Nach der größten, globalen linken Friedensdemonstration der Weltgeschichte am 15. Februar 2003, wollte ich es gleich nach Befreiung aus politischem Polizeigewahrsam aber doch genauer wissen. Ich ließ mich vom Geschichtsinstitut des Kubanischen Zentralkomitees an einen Hafenarbeiter Havannas von 1941 vermitteln, kein Gelegenheitsmobilisierer im Rat der „bracceros deplacados“, sondern ein vollprofessioneller roter Facharbeiter, „estibador“_. Wie habt ihr das hingekriegt in den Köpfen, im Frühsommer noch in der friedenspolitischen Frontorganisation der

PSP Rekrutierungen sabotiert und nur Monate später alle verfügbaren zivilen Ressourcen für den Kriegseinsatz mobilisiert? Am weißen Tische im schmucken Stadtgärtchen des verdienten Rentners ging ein großzügiges Lächeln über sein feines, hafenlichtgegerbtes Zupackergesicht. Offenbar war er von der Referentin im Institut des Zentralkomitees im üblichen Sinne vorbereitet worden, dass dieser scheinbar nicht so ohne weiteres abwimmelbare Gast reichlich unversiert in Parteiarbeitsverhältnissen daherfragte. Unser estibador a.D., eher Reserveoffizier als einfacher Parteisoldat, ließ sich darauf ein, bei genauerem Hinhören mit einer nicht ganz verborgenen Herablassung, und erläuterte aus diesem Anlass etwas wesentlich bedeutenderes: Das war doch nichts im Vergleich zu den Wendungen, die wir in und um unsere Partei forcieren mussten als die USA wieder den Rücken frei bekamen für ihren kubanischen Klassenkrieg, hombre! Wir waren im gemeinsamen Kriegsgeschäft der US-Version von Weltkommunismus, dem Browderismus, so nahegekommen, andere ihm schon auf den Leim gegangen, dass wir glatt bei der Absetzung von Wallace mit über Bord gegangen wären. Das ging im Handumdrehen, die zweite US-Auflage der roten Angst (the red scare) nach 1919 hatte ab 1945 auf Kuba so viel zu tun, dass sie wenige Umstände machten. 1946_ wurde Iglesias umgebracht.

-Und ihr habt mit einer „Kampagne gegen die kosmopolitische Gefahr“ geantwortet, wie ab 1946 in der KP-Regierungsbeteiligung_ Frank-

reichs, 1948 in der Sowjetunion, 1952 gegen Interbrigadisten in der ČSR? –Nein, wir sind einfach geflohen, schnell abgehauen aus den Konfliktzonen, in denen ihre Kommandos die Oberhand hatten.

-Lázaro Peña und Fabio Grobart flohen zur Weiterarbeit in die ČSR und haben dort an den Kampagnen gegen „Kosmopoliten“ teilnehmen müssen. Überhaupt keine leichte Angelegenheit für eine Bewegung, die im und am Hafen großgeworden ist.

Wo also war, trotz der Absurdität der parteilichen Reinigungsrituale, der kubanische Generalstreik von Neujahr 1959 am kosmopolitischsten?

Es gab so gut wie kein maßgebliches kubanisches Eigentum in der Bahía von Havanna, außer die verkäufliche Arbeitskraft. Die Stunde auf Stunde von Lohnabhängigen notwendige Zuarbeit für die wesentlichen US-Schiffslinien wurde interessanterweise vom Generalstreik erfasst, wie die 1000 km-Horizontlinie der Insel im Aufruhr hinter ihrem Schatten. Bis hin zu den Edelkellnern der vollklimatisierten Erste-Klasse-Launches der Ward-Line hatte es sich rumgesprochen, dass bei diesem besonderem Fall von Zusammenbruch, wenn die oben einfach nicht mehr können und die ehemals unten auf egal wie komplizierte Art und Weise nicht mehr wollen, Alles im fremdenfreundlichsten Sinne für alle da war. Und zwar dann und nur

dann wenn Gunst und Ausmaß des Moments von solchen kleinen Schluckern wie ihnen vor den von nervös Wartenden bereits etwas verpupsten Barhockern GANZ wahrgenommen werden. Wer denkt in solchen Gelegenheiten noch an Bedienungsanweisungen, um eine gepolsterte Erste Klasse die 90 Seemeilen nach Key West rüberzubringen? Egal was für arbeitsplatzgemäß elitäre Vorstellung von proletarischer Aneignung z.B. die Edelkellner*innen der Ward-Line in diesen Stunden im kleinen Kollektiv ihres Wirkungskreises beschäftigte, sie setzten sich zusammen und gaben ihre Arbeitskraft, ihre küchengeübten Kooperationsfertigkeiten, ihren proletarischen Schafsinn für die Kommunikation mit einem reichlich großen Kollektiv her (schrieben ein Blatt mit Forderungen zusammen). Jetzt war das damit angesprochene umfassendere Kollektiv nach einem ungeahnten Lauffeuer des generalstreikens durch die Länge der Insel sogar schon auf juristisch einwandfreiem, mobilen US-Eigentum maßgeblich, für Stunden ohne Ende. Was war das für ein größerer Sozialzusammenhang, der den renitent gutangezogenen Ward-Line Kellner*innen sichtbar wurde in den Wasserwirbeln unter britischen Militärhubschraubern, die Fulgencio Batista in diesen Momenten endgültig in sein koloniales Mutterland ausflogen... nicht Franco-Spanien, dafür hielt er sich da noch für zu links, erst mal noch in die USA_? Welches Ausmaß an Weltgemeinschaft wurde ihnen im Gunst des Augenblicks über dem Grab der Brüder und Schwestern der „Maine“ sichtbar? Keine melodramatische

Frage, sondern eine, die uns späte Kinder des Elftenseptembers und seiner ihm folgenden para-faschistoiden Politikformen ganz handfest interessieren wird. Später wurde viel darüber geheimnisst welches große Kollektivwesen in diesen Stunden die normative Kraft des Faktischen einer untergehenden Weltherrschaft übernahm. Kann es uns wundern, dass dabei mit nationalen Mythen nicht gespart wird? Beim Aufräumen des nicht zum aufräumen durcheinandergeschmissenen unterlaufen die widersinnigsten Missverständnisse. Es waren ja schließlich auch viele, autoritär sozialisierte Lohnabhängige mit sehr rechten Lebens- und Ordnungsvorstellungen unter den ad-hoc-Redaktionskollektiv-Aktivist*innen, die hier einfach aufschrieben, was wir - wie viele zeitgenössische Proletarier*innen der Welt vor 1959 - einfach hätten lesen können.

Und dies ist der Punkt, jeder Revolutionsmystik in akut proletarischem Interesse abzusagen. Sie konnten erkennen, was in den Jahrzehnten der Vorbereitung an Erkenntnismöglichkeiten erstritten worden war. Mehr gibt's nicht. Orgasmusangst ist hier als bedenkenswerter Faktor in Übersprungshandlungen (inklusive Bücherlesen) mal ausnahmsweise nicht zuständig, es gab im gesellschaftlichen Sinne ja noch gar keinen. Wir erleben nur was wir als Kooperationsfertigkeit über Jahrzehnte umsichtig vorzubereiten wussten, entlasst bitte die rosa Kaninchen der Revolutionsmeister in die verdiente Freiheit jenseits der verdunkelten Bretter, die Euch die Welt bedeuten sollten, wobei sie sich – bitte nicht erschrecken -

bisweilen schlicht in Luft auflösen. In ersten gewissenhaften Berichten an die Moskaustelle der Komintern ab 1933 (RGASPI f 537,3-910: 99) heißt es, den zeitgenössischen Sektionsregeln entsprechend in französisch gefärbtem Hafenjargon für den kleinen an der Moskva: „les Dockers [von Havanna]“ gewannen für die „Unidad syndicale des Artes Graficas (USAG)“ damit einen politischen Streik, dass sie sich entschieden weigerten, im Hafen Papier abzuladen. Ohne Verweigerungskompetenz keine Kooperation, ohne Frauenfreiraum am Arbeitsplatz keine Abschaffung des sexualisierenden Zwangsregimes. USAG hatte zu dem Zeitpunkt 1000 Mitglieder und mit den angegliederten Berufszweigen, den Linotypist*innen, Typograph*innen und gewerkschaftlich organisierten Zeitungsverkäufer*innen zusammen 3000 Mitglieder (erneut wurden wie 60 Jahre später in Hamburg die für die Streikkommunikation wesentlichen Frauen, z.B. in den Garküchen des Hafens mal wieder nicht für voll gezählt, dem bescheiden improvisierten Hafenbetrieb an der Moskva sei es nachgesehen). In einer so stark außengeleiteten Wirtschaft wie der kubanischen im 20. Jahrhundert reicht eine Handvoll über ihre Spartengrenze hin aufmerksamer Docker*innen, um für 3000 hinter den Hafenmauern das Eisen aus dem Feuer zu holen, d.h. die scharfbewachten Rotationsmaschinen kaltzustellen. Ohne Handlungsfähigkeit für die militante Minorität proletarischer Interessen keine Demokratie, schärfte mir der als FBI-Zielscheibe der 50er Jahre erfahrene Metaller und Historiker David Montgomery ein

wann immer ich ihm vor seinem Tod 2011 vom Hafen in Havanna vorschwärmen konnte. Seine Nacherzählung klingt sogar auf youtube.com_ noch besser als meine. Und erst nach geteilten Misserfolgen im März 1934 gerieten die Vorreiter*innen-Gewerkschaften der Docker- und der Tabak-Bearbeiter*innen Havannas wieder strategisch unter die Kontrolle des Staates und der führenden Branchen-Unternehmer*innen, als das wurde auf Nachfrage genauestens für die Moskauer Fachabteilung der schon 1933 an Kuba ungemein interessierten global-militanten Minorität dokumentiert. In diesem Jahr der Rückschritte für Hamburg und Havanna nach den kubanischen Sowjetgründungen von 1933 nennen Frau Reyes und Herr Leyva im ostkubanischen Provinznest Niquero ihren Sohn mit Vornamen ausgerechnet „Eisler“. Ob von Hanns Eisler in Niquero auch der Vorname bekannt war konnte ich bis heute nicht zweifelsfrei ermitteln. Aber der Hamburg liebende Komponist der Hymne der Kommunistischen Internationale revanchierte sich für die Reaktionen aus Lateinamerika mit dem Säckeschmeisserlied. Wohlweillich heißt es nicht Säcketrägerlied, obwohl Hafenarbeit in Lateinamerika noch eine ganze Generation lang hauptsächlich vom Säcketragen bestimmt war. Säcke tragen aber kann jeder Esel besser als ein Mensch. Entgegen dem landläufigen Eindruck gibt es im romanisch kolonisierten Raum im Verhältnis zum historischen Lastaufkommen eigentlich nur sehr wenige Esel, denn die dort gesellschaftlich in großem Maßstab herstellbare Lohnarbeitslosigkeit macht Men-

schen, zum Tragen unter Säcke gespannt, allemal billiger in der Unterhaltung als Esel. Was den Mensch zum Mensch macht ist, dass sie den Sack - gesellschaftlich gesehen, egal wie schwer - auch abschmeißen kann. Der junge Sohn von 1934, Eisler (Leyva y Reyes) wurde mit 18 Jahren Gründungsmitglied der Bewegung 26-Juli [1953] mit Fidel, kämpfte von Hafen bis Hafen mit Che und Camillo Cienfuegos. Zu Neujahr 1959 marschierte er mit der 3. Front auf die Bahía von Havanna zu. Er brauchte sie nicht zu erreichen. Hafenarbeiter*innen waren bald schon fertig mit der Arbeit, die feistesten Säcke hinterherzuschmeißen hinter ihrer einstigen Verschwendungsarbeit. „Sklaven“ vermuteten Brecht und Eisler nach den hamburger Erfahrungen 1935, „Sklaven werden Dich befrei'n.“ Anders als das Kominternliedchen wurde diese Zeile ein Jahr später auch an der Aragonfront zum Gemeingut.

In gewisser Weise holten die kubanischen Streikenden von Ende 1958 nach vielen vergeblichen und verlustreichen Versuchen, ein konkreter Anlauf zum Generalstreik war erst im April des Jahres gescheitert, die Früchte ihrer landesweiten Streikerfolge von 1951/52 ein. Dieser maßgeblich entscheidende Arbeitskampf war von Ladearbeiter*innen ins Leben gerufen, weil mit großen Hafeninvestitionen der Zuckerexport des Landes von säckeweiser Stückgutabfertigung auf vollmechanisierbaren Granulat-Massenumschlag umgestellt werden sollte. Sich und seinen Mittragenden nicht mehr den Rücken kaputtschleppen zu können für Geld ist 1951 die schlimmste Option im

Hafengeschehen. Im Vorgriff auf eine neue Gesellschaft, die solche technischen Rückgriffe zuungunsten der eigenen Gesundheit nicht mehr nötig macht, erkämpft die Streikbewegung der vom Ruinieren ihrer Gesundheit vorläufig noch Abhängigen in mustergültiger Geschlossenheit den Stillstand bei der alten Ladetechnik. Als ich im kubanischen Archiv diese Streikberichte aus dem gesamten Land erwischte, las ich das erste Mal mit einem Gefühl von Rückenwind, als hätte ich jetzt erst das Wesentliche, das Entscheidende in der kubanischen Entwicklung situativ wirksamer proletarischer Hegemonie kennengelernt. Von diesem landesweiten Aufstand, dem sich die Eisenbahner*innen anschlossen, um gemeinsam die Wirtschaftstätigkeit der gesamten Insel entscheidend zu bremsen, ist nicht so leicht etwas in Erfahrung zu bringen heute. Das Streikziel, die Granulatverladung inselweit zu stoppen, ist – auch wenn es glänzend erreicht wurde - einem ins Alter kommenden Arbeiterrücken nicht ohne weiteres vermittelbar. Der Erfolg der proletarischen Mobilisierung erst führte die parlamentarische Wirtschaftsdiktatur Cubas in ihre letzten Monate. Die Militärdiktatur musste mobilisierungstechnisch übrigens per Individualverkehr vorbereitet werden, denn Kaimauern und Bahnhöfe standen still. In dieser Machtkonstellation ging es so nicht mehr weiter mit der Trennung von Kapital und Arbeit. Auch die Militärdiktatur Batistas konnte ab 10. März 1952 mit ihren die Weltöffentlichkeit über sieben schwere Folgejahre erschütternden drakonischen Maßnahmen nicht die Granulatverladung

erzwingen. Sie konnte lediglich die Entwicklung proletarischer Handlungsfähigkeit in steuerbaren Arbeitsverhältnissen stoppen. Wenn das Proletariat im Schlüsselsektor des Archipels so erfolgreich die Bedingungen beim Einsatz von Produktionsmitteln diktieren gelernt hat, kann sie den gesamten produktiven Apparat übernehmen... und letztlich sogar riskieren, Granulatstrecken bei der Zuckerverladung einführen. Das Wissen um diese Möglichkeit geht in die Kollektiverfahrung der weiteren Vorbereitung synergetisch ein. Jeweils im russischen und tschechischen Schritt ging ihm ein Weltkrieg voraus. In seinen Notmaßnahmen gegen die parlamentarischen US-Regeln, die ihm solange nur zugutekamen, zuletzt in seinen brutalen innerstaatlichen Flugzeugangriffen auf die Guerillas, die sich mit dem jungen Eisler der Bahía nähern, versucht Batista als Frontmann der besitzenden Klasse einen Privatkrieg als Weltersatz gegen das fix und fertig mündige, gleichwohl in Lohnabhängigkeit gehaltene Arbeiter*innenwissen um die machbare Übernahme. Konfrontationen dieser Härte sind eine Zeit gefährlicher Verzerrung und eingeschränkter Wahrnehmung für die wichtigsten strategischen Sinne der herrschenden Klasse. In den Machtzentren der USA wird der Stilwechsel in seiner Ausführung unterstützt, ohne diese Unterstützung wäre er nicht durchsetzbar, nicht auf ihrem Kuba, aber bei alledem doch nicht eigentlich gerne gesehen. Schon im ersten operativen Präsidium der Besitzbürgerdemokratie kreisten die Geierprofile der sogenannten „founding fathers“ liberal (and Hus-

sein Obama is still a constitutional layer). Großbritannien liefert wirklich bis zum Hafenstreik Neujahr 1959 alle Waffen, die die kubanische Konterrevolution bezahlen kann, die USA schon Jahre zuvor nur noch mit Einschränkungen. Die USA hätten gerne eine wirklich einheitliche liberale Begleitmusik zur imperialen Bautätigkeit. Über das Ausmaß dieser Tontreue macht sich das perfide Albion und sein deutscher Wurmfortsatz auf dem Kontinent dahinter selten eine adäquate Vorstellung. Nehmen wir die US-Eislereinspielungen. Während in Europa zwecks Herstellung von Gramophonbrillanz der musikalischen Warenform der Kammerton A₄₄₀ alle paar Jahre weiter hochgenommen wird, stimmt auch die knalligste Bigband der USA unbeirrt nach dem physikalisch definierten Kammerton A₄₃₅ der 1770er. Die Neue Welt erlaubt langfristige Stimmungsstrategien, auch deswegen ließ sich aus Havanna bis heute kein Prager Abklatsch machen. Die US-Bigbands hätten beim Bau ihres neoklassischen Imperiums gern alles irgendwie musikalische in der Hand – aber so geht es nicht. Die kubanische Verfassung von 1940 war von Parteikommunist*innen mitgeschrieben worden. Solche Zeiten sind seit 1945 definitiv vorbei, aber ihre Versprechungen bleiben aktiv in den Köpfen und ihren Auseinandersetzungen. In den USA ging der Rückbau von Konzessionen aus dem New Big Band Deal schrittweise. Die Hafenstreiks in New York von 1946 standen denen um Cuba herum Anfang 1952 nicht nach. Aber die US-Militärmusik-Repression gegen ausgrenzbare kommunistische

Figuren griff um den Nordhafen herum stufenweise und konnte zumindest auf Duldung bauen. Es schien dabei durchaus glaubhaft, dass soziale Forderung noch erfüllbar blieben und sogar Eisler weiterhin spielbar, trotz mangelnder Entlastung vor dem Hauskomitee. Ja, so die nicht hochstimmbare Hoffnung, vielleicht wären sie in systemimmanenten Abkürzungsmöglichkeiten sogar einfacher erfüllbar, wenn ein paar exponiert anti-kapitalistische Kolleg*innen eben aus Stimmungsgründen mal wirklich ans Messer geliefert werden müssten. Auf Kuba funktionierte die stufenweise Auslieferung nicht als verallgemeinerbares massenpanisches Ressentiment, sondern grauenhafterweise nur als konkrete Hiebe und Messerstiche. Mit Messersticheleien machst Du vielleicht einen Eislerkreis kirre, nicht aber ein Hafenproletariat. Schon 1948 war Hanns am Donauhafen Wiens so fix und fertig von der DDR, dass Brecht für ihn die Trompeten bezahlen musste. Eine Unverschämtheit, die auch die kubanische Sektion der Kominform kennzeichnete: weil sie für ne kommunistisch verschriene Oper im bürgerlich lavierenden Wien spielen sollten, verlangten sie horrendes Extragagen. Brecht zahlte. Havannas Hafen bot auf, was ihn großgemacht hatte: Selbsthilfe und Überlebensinteresse ließ an die Stelle eines ermordeten oder durch Morddrohung in die, z.B., Prager Emigration, also genau dort wo Brecht ungleich Eisler zu zögern liebte vor der DDR-Einreise, trotz neuem Wiener Pass. Die so abgedrängten kubanischen Kaderstellen wurden von Kollegen am Hafen nachimprovisiert, nicht

immer zum Nachteil der Aufstandsvorbereitung. Das agitatorische Bewegungsmoment, das die sozialistische Partei der Kommunist*innen, PSP, wie simultan im atlantisch gegenüberliegenden portugiesischen Kolonialreich von der anarcho-syndikalistischen Massenbewegung übernahm als sie im Ringen mit dem erkonservativ-militanten Polizeiarbeit zeitgleich 1926 unterlag, verlor sie nach 1948 wieder, aber es verlor sich nicht. Das Moment fand sich nachimprovisiert. Die Melodie von 1933 ging für Kuba verloren, aber der Name Eisler blieb, wurde ein Teil des Neuen, das ohne die gehabte Parteihöhe über linke Aktivitäten der Insel auskommen musste und auskam. In den Monaten der brutalsten Polizeidiktatur Kubas der 50er Jahre wirkten die erfolgreichen Aufmärsche von 1933 einer sozialistischen Bewegung, ihrer Front- und sogar Oppositionsorganisationen als polyphone Dominante nach. Die 1. Mai Hafendemo von 1933 hatte das erste Mal Schusswechsel zwischen der kommunistischen Parteilinie und der weltweit etwa viertgrößten trotzkistischen Parallelorganisation auf offener Straße sichtbar gemacht. Und dennoch kam die Batista-Diktatur nicht umhin, die besten Entrismusstrategen beider Seiten in ihren Staatsgewerkschaftsapparat einzubauen: Junco, Muchal bis zum Absetzen durch die Moskaulinie auf der einen, Iglesias und Peña bis zu seinem Absetzen nach Prag auf der anderen Seite staatlich-prekär tolerierter Lenismusoptionen. Beide Linien hatten, wie in den USA selber, das Stillhalteabkommen der Konferenz von Teheran zwischen UdSSR und den ver-

bliebenen Westmächten sowohl vorweggenommen als auch dem Ansehen nach naiverweise (vielleicht waren nur die Parteiapparate naiv, die an den Erfolg bloßer Losungen und Frontfassaden glaubten) als gesellschaftliche Mobilisierungsmodelle nicht nur gegeneinander ausbuchstabiert. Sie hatten vor dem großen Gegenangriff der Nachkriegs-redscare eingeübt, in der Breite zu wirken und die Kristallisationspunkte der gegenläufigen Gesellschaftsvorstellungen wurden nun in anscheinend zufälligerer Konstellation trotz aller Deckelungen sichtbar. Sogar Studenten gelang es nun, die Losungen zu schaffen, die in den Werkstätten angenommen werden konnten. Havanna hielt 1959 was Paris 1968 versprach. Plötzlich war der direkteste und waghalsigste Weg der einzig mögliche, für beide Seiten der klassenspezifischen Body-Checks am Univesitätseingang Havannas, der ohne Wasserwerfer und gezielte Todesschüsse auf exponierte Pzifist*innen tagheller Demos keine Ruhe mehr gab – eine Verschiebung der gesellschaftlichen Frontlinie ins bürgerliche Lager, die selbst die durchgeknallt-linkesten Studierenden allein nie geschafft hätten. Sie traten organischer auf, diskutierten Leninismus lebensnaher und agitierten sogar in die Werkstätten zurück, weil vor ihnen, neben ihnen und nach ihnen Busfahrer*innen, Docker*innen, Eisenbahner*innen und der ganze proletarische Hafenrest, der sich noch Havanna nennt, auf der Straße alles riskierten, wie sie das in Arbeitsniederlegungen eingeübt hatten. Bei einer so bewegungsstudierten Arbeiter*innenschaft ist es eine nahe-

liegende Kunst für Studierende, in Bewegungsarbeit aufzugehen: Während der live-Übertragung eines nationalen Baseballspiels auf die Spielfläche rennen und in der Sekunde bevor das polizeilich kontrollierte Fernsehen zur Zerstreuung des Feierabends eine Formulierung in die Kameras halten, die an den jungen Eisler mit seiner abhandengekommenen Kominternmelodie in der 3. Kolumna erinnert. „Schnelle Anlieferung – fast delivery“ stand auf dem von Kugeln der Sicherheitskräfte zerschossenen Lastauto, das in einer Initiative von Student*innen der Bewegung 10. März zum 5. Jahrestag der Diktatur gegen den Präsidentenpalast anfuhr – einfach elefantenbullig dagegenfuhr, gigantic, even for Bollywood standards. Der die kubanische Arbeiter*innenklasse gleichermaßen erfassende Dresscode lehrt, dass in den Sekunden, die der rundum kontrollierten TV-Gesellschaft zum Aufnehmen des strikt verbotenen bleibt, jedes Detail wichtig ist. Jeder Einzelne erlangt Wichtigkeit – unter diesen Kommunikationsbedingungen treten die Sprecher*innen der Arbeiter*innenklasse und ihr zusammen streiken können zeitweise dann doch in den Hintergrund. Rebell*innen bürgerlichen Hintergrunds gewinnen Sprech- und sprechend Organisations-Erfahrung für die ganze Insel. Im erlesensten Hafen der großbürgerlichen Karibik, dem Yacht Club Havanna – für unseren CIA-gepeinigten Kautz Ernest Hemingway grad gut genug – entsteht im Frühjahr 1958 die schriftlich ausgeteilte Drohung, jedes Klub-Mitglied einfach anzusprechen, dass ab sofort alle ihnen sonst kaum sichtbaren Lohnab-

hängigen des Resorts wie ihre Kollegen in den anderen Establichments der „Großen 5“ Zeitvertreibeinrichtungen der kubanischen Oberschicht, gelinde gesagt 20 % mehr Lohn fordern, im Klartext die politische Mündigkeit der arbeitenden Klasse – also das Ende der bürgerlichen Demokratie wie wir sie kennen. Da hilft auch die PS-Zahl Deiner Privatjacht nicht mehr viel. Wenn Du dieser Auseinandersetzung aus dem Weg gehst, wird sie nicht mal mehr aufgetankt... und das noch ganze 9 Monate und 3 Wochen bevor die sich verändernden bürgerlichen Umstände der Insel selber in die Knie gehen. In der scheinbar perfekt über individualisierende Trinkgelder und Rauschmiss kontrollierten, steril-gesiebten Klub-Gesellschaft ist die Scheidung in lohnabhängige Arbeit und egal wie kommunikationsfertigen Kapital steter Anstoß zu neuen Trennungsversuchen. Viele scheitern, sie verursachen hohe Kosten mit Glättungsversuchen, vielen einzelnen versuchenden erscheint ausrutschend die dicke Luft offener Worte unerträglich. Aber nicht alle fliehen davor nach hinten. Und als ein paar (the militant minority) im Edel-Hafen wirklich mal nach vorne fliehen ist die ganze schöne soziale Pyramide die ihn sich hat bauen lassen einfach hin. Und aus bereits im Vorfrühling bekannten Gründen bekommen sie nicht mal mehr ihre ganz privaten Jachtvergnügen schnell genug in konterrevolutionärere Restbrackwasser gespurtet. Aus der Traum, Mr. Jones.

Der nachrevolutionäre Warenexpotstreik kubanischer Häfen dauert auf spezielle und zum Teil

listige Weise bis heute ins 55. Jahr der Revolution. Erst ab den 70er Jahren gelang die Umstellung von Sackzucker- auf Granulatflußverladung, beginnend mit dem südlichen Provinzhafen der exSolidad, Cienfuegos. Auslaufenden Containerschiffen fehlt es schon in der Bahía trotz imposanter Containerstapelungen über Deck an dem nötigen Tiefgang, um die Schraube unter dem Brackwasser zu halten, wie soll das dann erst in der Salzlache der offenen Weltmeere weitergehen? Wenn dann noch Seegang aufkommt müssen ruck zuck die Wellengeneratoren von der Schraube genommen werden und Bordstrom mit separaten Reservediesellaggregaten geleistet werden, weil die Drehzahlschwankungen einer Schraubenwelle, die aus dem Wasser gerät, im Bordstromnetz nicht lange riskiert werden kann ohne Vorboten eines Totalausfalls herbeirockern. Kuba exportiert nichts, womit man Kontener beschweren könnte bei den Rückfahrten. Wovon lebt die Insel eigentlich? Indem sie Touristen aufnimmt? Nee nee, sone Transferarrangements reichen nur zum sterben der Revolution. Aber sie lebt, jedenfalls sieht sie an feierlichen Tagen und den Nächten ganz schön danach aus. Und, gelehrte Freunde der Puppenkiste, sie macht das vor allem so: sie gibt Menschen an die Welt ab, qualifiziert in sozialistischem leben und arbeiten und noch einigen anderen brauchbaren Wissenschaften. Vorbei sind die Tage, an denen vor allem Bürgerkriegsfronten und brasilianische Urwaldstellen kubanische Ärzt*innen verlangten. Mittlerweile rechnet sogar das südportugiesische Polikliniksystem fest mit

der fortgesetzten Entwicklungshilfe aus Kuba. Vor der Revolution war es eher andersherum. Cuba fraß Menschen, Erfahrungshintergründe, Organisationspraktiken in sich hinein. Kubas Häfen sorgten nicht nur für den effektiven Abfluss der wirtschaftlichen Gewinne aus dem Land, sondern für den Zustrom von Desperados, denen im Handumdrehen erstaunlich professionell demonstriert wurde auf der Insel, dass wirklich niemand sie brauchte oder irgendwie gerufen hätte. Den Hafengeschichten von zwei dieser Aufgeschmissenen in Kuba werden wir jetzt auf die Spur kommen: Abraham (Fabio) Grobart Sowjetbürger von 1920 und Prager Gewerkschaftsintern der dortigen Räteverfassung. Sein Gegenüber, Alberto Bayo, könnte gegensätzlicher nicht positioniert sein, Antikommunist, Eliteflieger einer Gasattacke gegen den Aufstand in der spanischen Marokkolonie darüber moralischer Zusammenbruch, dann Hinwendung zur anarchistischen Pädagogik der spanischen Metropolen, Integrationsfigur der Zweiten Spanischen Bürgerkriegsfront für die soziale Revolution im Rücken der faschistischen Front, Extremadura, später Escambray. Nach dem Zusammenbruch in Spanien versuchsweise Mathematiklehrer am Hafen von Havanna. Das Schiff, das ihn auf Kuba - als die erstbeste Anlegestelle für gescheiterte ohne US-Visum - aus dem franquistischen Schlachthaus herausbringt, teilt er mit vielen mitgescheiterten kubanischen Spanienfreiwilligen. Das war eine seltsame ätzende Rückkehr in noch leicht weniger mörderische Vergangenheit reaktionärer Strategie. Die Botschaften

vieler lateinamerikanischen Staaten hatten wie die Kubas die ganzen langen Monate der Auseinandersetzung um Madrid durch ihre Edelhäuser im republikanischen Stadtteil zum Schutz von Größen der rechten Bourgeoisie und der faschistischen Angreifer vor den völkerrechtlich gültigen Gesetzen der Spanischen Republik bereitgestellt (nur vor den eigenen Bomben der Faschisten konnten sie nicht schützen). Andererseits des Atlantik war auf Kuba selber auch nach Leuten ihrer Sorte schon auf jede erdenkliche Weise der Bedarf gestillt. Sogar der erfolgreichste Redenschreiber des kubanischen Präsidenten war in diesen vom Populismus entschiedenen letzten Monaten vor der Annahme der halbsozialistischen kubanischen Verfassung von 1940 ein ausgewiesener Politiker der untergegangenen radikalen sozialen Republik Spanien. Was brauchte es noch Bayo auf der Insel? Erst nach Monaten und vielen sonnigen anarchistischen Kollektivphantasien in den vor sozialem Elend hochansteckenden Hafenvierteln Havannas begriff er es endlich, was Dir havanna auch heute noch im Handumdrehen, mehr aus alter gewohnheit beibringt: Niemand braucht Dich hier, bist immernoch da? Er versuchte es also wie im anarchistischen Ateneo von Barcelona mit Mathematikunterricht. Mit Genoss*innen aus dem spanischen Anarchismus gründeten sie sogar eine ehrgeizige Schulkonzeption für das durchaus uninteressierte kubanische Vorkriegsgeschehen. Nachdem er einsah, dass das Kuba der späten US-Depression heimatlosen Imigrant*innen gegenüber wirklich zu teuer und un-

praktisch für beides, leben wie sterben, eingerichtet ist, versucht er es mit fluchtartiger Weiterreise nach Mexiko und der ausgesprochen nüchternen Langzeitperspektive des letzten und für viele furchtbarsten Depressionsjahres, beides – Leben+Tod – doch besser auf dem Festland der US-Hemisphäre zu versuchen. Dort wird er 1956, inzwischen als Möbelproduzent verbürgerlicht lebend und als Sozialrevolutionär allem Ansehen nach gestorben, d.h. in nervtötender politischer Isolation, von einem grad erst aufspielenden Duo infernale ausfindig gemacht, am Bass: Che Guevara de la Sarna_, am neumodischen Nervophon: Fidel Castro Ruiz_. Sie wollen etwas von ihm, das mit dem Vornamen ihres jungen aufständigen Kollegen aus Niquero zu tun hat. Sie wollen den Altröcker Alberto um seine sagenhaften Erfahrungen aus der letzten internationalistischen sozialen Revolution Europas beerben, dieses abschließende und aufgrund einer fixen Idee Ches, Fidel war für so was zu sehr der bürgerliche Erfolgsanwalt, angeblich in ihre freakigen Vorhaben übersetzbare Zusammenspiel von Kominternpraxis, ihrer kubanischen bis chinesischen Freiwilligenbataillone, und dahinein ihrem anarcho-syndikalistischen Gegenpol. Fünf Minuten reichen, um zu sehen: die beiden Juniorleader haben die Hosen voll. Alberto sehen sie, z.B., an, als hätte es ihm die 20 Jahre dazwischen nicht wirklich weggewischt. Als wär hier einfach wieder der versierte anarchistischen Pädagogen und, was vor allem Fidels kommunistisch interessierteren kleinen Bruder wichtiger ist, der ausgewiesene Stratege des sozialen

Kriegs in einer zweiten Guerillafront neben den zweifellos auch nötigen Aktionen des lohnabhängigen Proletariats. Aber der Möbellöwe zögert, zielt sich. Es steht ihm nicht zu, erklärt er, er masse sich nicht an... , kurz er hält die Sache der beiden spätpubertären Kubaklowns, die wohl beschlossen haben, ihm zwischen Tür und Angel unverschämterweise partout auf den Füßen rumzutreten, für ganz gut ausgedacht aber herzlich verloren. Wer Jahrzehnte eines persönlichen zu tragenden revolutionären Zusammenbruchs hinter sich hat, ist relativ immun gegen die Marx- und-Moritz-version der Weltgeschichte, glaubt Bayo. Er irrt. Wäre das so, ich hätte auch diese Zeilen nicht geschrieben. Und außerdem hat er die Barcelona-Ateneo-Rechnung ohne die beiden bereits Son-mäßig insular gebuchten Bittsteller gemacht. Der alte Hase hat wirklich ein bisschen die Power unterschätzt, mit der die beiden Halbstarken bei ihm aufzuschlagen bereit sind. Es gibt nämlich noch einen dritten Hafenpol der westlichen Hemisphäre neben New York und Havanna. Sí Señor, Buenos Aires. Und der hochgetunete Mofaröcker Che ist zufällig auch noch Sohn der ersten argentinischen Frau, die sich dort hinter ein Autosteuer gesetzt hatte, wo der Feminismus um ein entscheidendes von der kubanischen US-Variante ins Marianistische abschwirrt. Und Fidel ist auch nicht nur mit weltlichen Wassern gewaschen, wenn auch seine wagen Transformationsvorstellung aus einer reichlich kraus-bürgerlichen Küche kommen. Mal geht er ohne Kommunismus gleich auf die befreite Gesellschaft zu, mal ist er

ganz Wissensmensch, dabei aber stets im kubanischen Mackersinne vollprofessionell gewissenhaft aufdringlich. Da hat der antiautoritäre Mathepauker aus Barcelonas Hafen einfach die Segel gestrichen. Gut, hieß das, es gab ein paar Übungen. Niemand hätte seine Hand dafür ins Feuer legen können, dass anhand dieser kurz aufgelegten Trainingsnummer ausgerechnet der Funken der Erfahrung überspringt, den Ozean, den sozial angeblich inerten Fall-out des Zweiten Weltkriegs, die zwischen den Zuspitzungen jenseits und diesseits liegen, trotz allem überlistet. Der Trainer ließ die offensichtlich durchgeknallte Mannschaft bald schon alleine, zum Einschiffen ohne Zielhafen. Und auch das schon gestaltete sich Schlimmer als alle Befürchtungen.

Alberto Bayo wird schließlich, wie Frau und Tochter Guevara, nach dem niemandem ernsthaft erwartbaren Erfolg komischerweise angeblich gerade seiner taktischen Anleitungen auf Kuba wegen eingeflogen. Er verbringt nun ein selbstverlegerisches Seniorendasein in einem für die weitere Pflege seiner Expertenaura wunschgenau requirierten Privathaus der Hauptstadt, das er ausrüstet, als gelte es, gerade aus ihm heraus alle Schlachten für uns Sozialrevolutionäre, vergangene und zukünftige ohne Unterschied, zu gewinnen. Im ungefragt mitnehmenden Plural ist er plötzlich auch wieder ganz groß. Er veröffentlicht aus dem Hausgebrauch zunächst seine gesammelten Gedichtwerke über die gefährliche Bosheit der Sowjetunion an sich und auch noch die ein oder andere paramilitärische Lehrfibel im prakti-

schen Revolvertaschenformat für den Aufstand aus Kochrezepten seiner Küche, je nachdem mal als alphabethisierende Enzyklopaedie, mal als gehackstückte Sprüchesammlung in lesbare Unordnung gebracht. Während die Insel sich über das Folgejahrzehnt weiterentwickelt, zum Fokusraum kollektiver Anstrengungen, zum Auflaufplatz der richtungsweisendsten Experimente für den Kontinent, für die von und für Kuba erfundene „Dritte Welt“ und die restliche sowieso, übt Alberto die Individuation der reinen Aufstandslehre in zunehmend scholastischeren Denkschleifen und monographisch-monologischen, schließlich monomanischen Mitteilungen. Er ist sich selbst genug: ein die Vereinzelnung vorziehender Glückritter, dem – und da sind sie mitverantwortlich – keiner sich anmaßt irgendwie zu bremsen oder in irgend einer Weise, sei es positiv oder negativ gemeint, zu beeinflussen, einer der alles was ihm einfällt und irgendwie mal aus der Feder geht als Monographiedruck fertig von sich geben kann, an seinen königlich-unzensierten Platz in der Nationalbibliothek, zugedacht seiner insularen Weltöffentlichkeit an Leser*innenschaft, was sonst anderen in Kuba bald für einige Jahrzehnte nicht mehr so ohne weiteres möglich sein wird, besonders bei Frontalopposition gegen das sowjetrussische „Gesellschaftsmodell“.

Schon gemerkt? Ihr habt für den Endelauf des Marathons in einem klasse Arbeiter*innenstadion Platz genommen. Versprochen ist Euch: die soziale Revolution. Die Platzanweiser*innen sind Eure eigenen lebens-Erfahrungen (hier als lese-

Erfahrungen). Die Schow ist nebensächlich, was zählt ist der Schwoof auf den Tribunen: Euer Pfeifen, Eure Randle, Eure Lust, das alles besser zu machen. Die wird Musik machen nach Torschluss. Nach Feierabend ist vor Feierabend. Und doch ist drucktechnisch hier wirklich die Endrunde.

Wir haben Alberto Bayos Bahn im Abseits starten lassen und zur Sicherheit noch auf die Außenkurve gesetzt. So kann er das Rennen nicht machen. Revolution ist linkisch aber überzeugt einzufadelnder anti-Sport. Fairness hat da nur Nebenrollen. Was hätten wir Euch sonst vorbereiten können für ne fulminante Abschlußparty? Wir hätten Tiger und Wasser zwischen die werbeverklebte Bande einlaufen lassen können, Galeeren darauf fahren lassen und hau-drauf, wie in jeder nach-Mai 1937-Darstellung seit Blairs Publikumscoup unter dem Markenzeichen „George Orwell“. Wir hätten vor kubanischen Empirie-Kulissen ein weiteres Mal putschverliebte Anarchist*innen (bin ja selber einer) und klassentreue Parteisoldat*innen der sozialen Revolution aufeinander einprügeln lassen, einmalig putzige Gladiator*innen unterwegs in einer begeistert dankbaren Publikumsgewohnheit mit Namen Voyeurismus. Nach spanischem, also uns mittlerweile etwas vertrautem, d.h. dem kolonialtechnisch ungebrochen einzig weltumspannendem Muster, gewinnt die Liebe zur putschbereiten Herrschaftsfreiheit hier und jetzt diese Schow, denn dort, in Barcelona 1937, waren die Parteisoldat*innen der Komintern mit den Maikämpfen ganz offen und erklärtermaßen auf die mehr oder weniger volksfrontsozialisierten

Klasseninteressen ihrer Bourgeoisie eingeschwooren. Wer aber gewinnt den Schwoof der folgt bis die Sonne nicht mehr untergeht? Richtig, eben diese Bourgeoisie bleibt Herr der Menge, die dann auf mehr oder weniger kaltem Wege erst die Komintern in ihrer 4. und letzten Phase und dann die Schleimreste ihrer x-ten Neugeburt in der kominform-ierten Volksfront von sich streift. Die klassenförmige Teilung von Kapital und Arbeit bleibt bestehen und Alberto Bayo ist so recht ein Haudrauf nach Blairs Geschmack: vertraut mit Offiziers- also Meister- und Mittelklasseaufgaben trainiert am Personal der ihn zum Bedienen angewiesenen typographischen und Schnellfeuerpatronen-Setzkästen, einer mit dem erstaunlich taktgenauen Gespür für jene historisch-konkreten Momente, die sich jeden kommenden proletarischen Aufstand zu nutzen wissen werden, vertraut im handwerklichen Umgang mit Holz und dem sicherlich nötigen Umliegen von Faschist*innen, ganz Löwe und Einhorn also, den Raucher*innen auf dem Marktplatz von Kingston, Jamaika, denn grad recht: so und nicht anders zum abtretenden Heldengedenken. Lassen wir den Rauch Rauch sein und kümmern wir uns derweil ums Einschiffen.

Von der anderen Seite läuft nämlich ein, im naturbegnadeten Stadionrund unseres splendiden Hafens von Havanna – Abraham, Fabio Grobart, kein Held, nur ein persönlich gescheiterter sowjetischer Schuster von 1920, damals 15 Jahre. Und erst sein Scheitern macht ihn reif für ein Lebenswerk von weiteren 75 Jahren am aufstandsfesten

Schuhwerk der kubanischen Arbeiter*innenklasse. Und auch dieses Lebenswerk bleibt unvorstellbar, wäre da nicht die praktische Fortbildung zur Halbzeit gewesen, die er unter der Fürsorge Prager Gewerkschaftskolleg*innen wählt. Aha, jetzt wo alle Hüllen fallen sollten ist die Erzählung also einfachshalber doch nur ein global bebildeter Klasse bürgerlicher Bildungsroman? Ein Mensch also, eleganterweise ein sehr bescheidener, fasst in grad mal 90 Jahren persönlicher Entwicklung zusammen, was tausende von Betriebsräte-Aktivist*innen, die bei uns zu Wort gekommen sind, wohl meinen; so konsequent aber nicht für das Niveau meiner beschränkten Erhebungsmethoden wahrnehmbar leben konnten wie Fabio Grobart? Die Antwort ist wie fast immer wenn wir den dialektischen Bewegungen der Wahrheit dicht auf die Fersen kommen zweibeinig: ja und nein, Liebe und Hass, Marx und Engels, Arbeiter*innen und Klassenbewußtsein. Angesichts des Lebenswerkes der werdenden globalen Arbeiter*innenklasse sind Namen wie ihre an Namen gebundenen Organisationsleistungen Schall und Jamaika-Rauch. Mit dem Fabio Grobarts hat es dabei aber doch etwas verhalten listiges auf sich. Lass ihn ruhig mal durchs Stadion einer Internet-Suchmaschine schaulaufen, freilich ein, sinnlich verstanden, schmerzlich-armer Ersatz für dialektische Erkundungen im wirklichen Hafentheater von Havanna. Moment? Was ist das, der berufungsmäßig schmierige Internet-Klatsch bekommt keine Wolkenform, kein Weichbild hin: da haben wir wie zu erwarten war das Monster

der Rotrussifizierung Kubas: Fabio Grobart (1905-1994) - eine leibhaftige Josef-Stalinklonierung, die zobihaft im finsternen Moskau-Prag für Blutdienste in der Neuen, also der freien, Welt programmiert worden war, um dann rechtzeitig zur Ermordung des freisten Mannes der gesamten Welt, John F. Kennedy, in die Person des Antichrist Osborn zu mutieren, wobei durchaus auch wieder der CIA die Hände im Spiel gehabt haben könnte. Das war schlechter gemacht nicht zu erwarten und soll gerne so stehen bleiben. Fehlinformation ist die Mutter präzise einsetzbarer Wut, nicht nur Lese-wut. Dann haben wir parallel dazu Fabio Grobart, den Fallschirmspringer des Kubanischen Internationalismus, risikofreudiger Hochleistungssportler eines kompromisslosen und praktisch weltbesten Kollektivs, der - tragisch und unvergeltbar - für ausgerechnet unsere Freiheit zu sterben bereit war... und starb, unsere unaufhaltsame Rache am Klassenfeind werde seinem persönlichem Opfer gerecht! Und unvermittelt daneben ist die Rede von einem dritten Fabio Grobart, ganz life und leibhaftig hier und jetzt: ein besonnener Ökonom, ausgesprochen angenehmer Zeitgenosse und - unter uns Pfarrerstöchtern – auch er kein Kind von Traurigkeit. Dieser lebendige Fabio Grobart weiß auf der Basis tschechisch-marxistischer Planungskompetenz, dank einem kritisch-listigen Ökonomiestudiumsstil in Prag für das spätsozialistische Mongolien wie in der Betriebsrevolution Argentinien 2001 kompetente Hilfestellungen zu geben. Hallo? Die Rede ist wirklich von drei bio-chronologisch verschiedenen Personen Fabio

Grobart, wenn bei jemandem unter uns auf Erbgang Wert gelegt würde, ließe sich von ihnen sagen: Abraham, Enkel und Sohn – sie heißen alle gleich kubanisiert Fabio.

Enkel und Sohn sind in der Lage, zumindest aus ihren klasse Werken, für sich selbst zu sprechen. Für Abraham und die Braut des verunglückten Enkels legen wir hier unter den letzten Ruder schlägen unserer Odyssee eine Stimme ein - von dem Platze aus freilich, auf den wir dabei gesetzt sind, einer knapp über normal Null plazierten Galeeren-Malocherbank. Der Takt ist nicht unser, die unter Mühe zwischen Wellenbergen gewonnene Aussicht nur unsere.

Der subtropische Frühling kam im Februar über Havanna 2004, als mich meine chinesische Kollegin mit frischer Ölfarbe an den Händen vom auch sonst etwas schmierig-sozialistischen Wochenmarktgeschehen heimkommen sah in unsere kantonesische Küche. „Du hast es vielleicht noch nicht bemerkt, aber die Fliegen auf dem Markt schon seit Tagen,“ witzelte sie meiner Begriffsstutzigkeit entgegen und aß, weil sie einfach genauer Bescheid wusste, selber furchtlos von den gezähnten, den indianischen. Ja, da war was in der Luft, das deutlich mehr werden wollte als eine üblicherweise erwartbare, russische Sommerhitze kubanischer Jahreswende. Als Ehrengast auf der Buchmesse von Havanna hatte das Vierte Deutsche offiziell abgesagt, da es am Hindukusch bereits genug mit seiner Achse des Bösen zu tun bekommen hatte und sich nun getarnt als Neue

Bescheidenheit einfach nicht mehr zutraute, nach dem Meisterstück des Meisters aus Deutschland, Jugoslawien 1996-1999, nebenbei auch noch den gescheiterten Kapitalisierungsfall Kuba plattzumachen. Mit dem Eifer eilfertiger Konvertiten waren für die Botschaft des Rechtsnachfolgers Deutscher Reichenherrlichkeit ihre schärfsten, publizistischen Kritiker – ja wirklich die weitaus schärfsten Kritiker der Elche – eingesprungen, und zwar Plüsch und Plum. Zum einen, und das bei der Hitze!, Roter Plüsch aus Bärln: die spätpupertierenden Nationalbolschewisten (keine Genossin dabei) von der Schülerzeitung „Junge Welt“ und dann noch Schwarzer Plumpudding vonna Watakant, in seiner klassischen Wabbelform der altanarchistischen BRD-Schmock („bitte keine Angst vorm blarzen Schwock mehr“) Edition Nautilus aus Hamburg, die es sich mittlerweile erklärtermassen mit Filzwilli auf ihre schwarzen Fahnen geschrieben hat, uns ausgerechnet durch ihr altbackenes Lesemodell vom „kommenden Aufstand“ abzuhalten. (Nicht vom Kaufen, nur vom ernstnehmen, mit sowas sanieren die sich.) Naja, die chinesische Genossin hatte wirklich gut lachen dass ich scheinbar zu wenig besseres wusste als im 46. kubanischen Frühling in solcher Gesellschaft abzuhängen. Und dabei war es nicht geblieben, Mitzi feixte und mir fallen die Worte schwer... kurz gesagt, ich hatte mich von Plüsch und Plum aus dem deutschen Ehrengastpavillon der kubanischen Buchmesse prügeln lassen. Beim letzten Zusammensein vor der Eskalation hatte ich zugegebenermaßen nicht mit ihnen Rum für –

von ihnen illegal eingesetzt – Dollars mittrinken wollen. Aber schon früher hatte es nach Kloppe gerochen. Ich sagte auf Nachfrage was ich wusste von der Randalie im Armutsviertel, nachdem drei kleine dort großgewordene Hafenpiraten 2003 aufgrund eines Gesetzes ad hoc erschossen worden waren, das erst noch geschrieben werden musste. Sie hatten eine Bahía-Fähre für die Flucht in die Miamer Mafiabedingungen umnutzen wollten. Daran war nichts neues gewesen, das war schon dutzendmal versucht worden, hatte einmal den ersehnten Mafiaanschluss an die kubanischen Abhänger in Florida gebracht, manchmal nicht, nie aber die Todesstrafe. Diesmal war aber zum Unglück der selbsternannten Hafenlotsen ausgerechnet eine heilige Kuh an Bord gewesen. Nicht dass die gemolken oder gar geschlachtet werden sollte aber mit Entführungen geht die kubanische Obrigkeit nur locker um, wenn die eigene Bevölkerung betroffen ist. Wenn dabei Touristen ins Spiel kommen hört der Spaß für die kubanische Ökonomieplanung definitiv auf und neue Gesetze müssen notfalls rückwirkend hergeholt werden. Als die Mamas abends, der jahrhundertelangen Familienfürsorge für politische Gefangene nachkamen, schickte man sie barsch mit den Nachtkleidern für die 3 und dem fertiggekochten Essen zurück in ihr favela. Die Drei Kinder waren schon totgemacht. Von ganz oben befohlen. Revolutionäre Gefäßtheit bitte, Genossinnen! Sowas läßt sich die umfangreiche bürgerliche Opposition in Havanna vielleicht noch gefallen, nicht aber ein Arbeiter*innenbarrio. Noch in der

Nacht begann dort, bei den Ärmsten der Armen in der nachrevolutionären Krise die Bambule.

-„Aha, du meinst sozial motivierter Stadtteil-Aufstand?“ fragte der Junge-Welt-Korrespondent interessiert nach. Glänzendes Handling durch den politischen Polizeiapparat? Einfach nach außen abgeriegelt die ärmlichen Straßenzüge und abgewartet bis drinnen alles erreichbare zu Muss gehauen war? Hab’ ich gar nichts von mitgekriegt. Und dann war polizeitechnisch wieder Ruhe? Gelernt aus den Beobachtungen kubanischer Polizeimissionen aus Volkspolen der 80er Jahre? Die Infos hat Dir ein Interviewpartner aus dem Polizeiapparat einfach auf Anfrage rausgegeben? Der Chef vom Dienst am Geschäft, also der Geschäftsführer der „Jungen“ Welt, griff nun ein mit „na Du bist mir ja n toller Korrespondent, davon wusstest Du noch gar nichts?“

„Na, ja mir ist schon aufgefallen an dem Tag, dass es auf dem Flughafen leichter war auszureisen als einzureisen.“ Ich riet ihm noch, auch wenn er über so was nicht schreibt, wär’s doch relativ wichtig zu wissen, oder?

Nun musste der Chef vom Dienst aber doch die Firma wieder hochhalten und hat mir origineller Weise Eulen nach Athen, also einen Leninverschnitt serviert, um die Zumutungen der Dollarbewirtung in die wir geraten waren im touristischen Kern der Stadtgeschäfte mit der Linie einzubringen. „Ihr,“ sagte er, dabei sah ich vor lauter offiziellen Buchmessebestückern aus

Deutschland gar keinen zweiten, der sich die Belehrung hatte verdienen wollen „Ihr solltet in Eurem Radikalismus wenigstens auf Lenin hören, der mit seiner [?] Neuen Ökonomischen Politik auch ganz schön kompromisslerisch mit dem Kommerz nach der Revolution handeln konnte.“ Ich antworte nichts und nahm mit vor, den in seinem Besten un- oder schlechtübersetzten Lenin, auch wenn es Jahrzehnte brauchen sollte, besser verstehen zu lernen als Dietmar Koschmieder_ ihn in der Hitze unserer unerheblichen Auseinandersetzung zitieren wollte. Und oft nur die Leidenschaftslosigkeit im Wortstreit leistet die Nagelprobe: er brauchte auch gar keine Antwort von mir, seine Zurechtweisung war sich selbst genug. Wir waren also das, was schlecht vorbereitete Deutsche in verwandten aber anderen Klassenkämpfen eben aufgrund der kollektiven Erfahrungsarmut leicht darstellen: ein Hühnerhaufen, immer vor lauter belanglosem herumgackern kurz davor auseinanderzulaufen, oder aber die anderen zu beglücken, wenn beides nicht passt – z.B. unter Ausnutzung einer altersbedingten Hormonverschiebung - eben in Hahnenkämpfe zu verfallen. Der in hafenferneren Armutsvierteln nicht gut zu Fuß stehende Jungkorrespondent Neubert war nun drauf und dran mit folgender, offiziell vorgezogener Begründung davonzustürmen: da es in den kommenden Stunden in den Bereich des Möglichen rücken könne, dass er, als einzig spanischsprechender Manager der offiziell-deutschen Delegation Fidel Castro persönlich die Hand schütteln zu müssen, würde er sich jetzt zu sei-

nem illegalen Quartier (der Quartiergeberin kann dieses Arrangement 1000 Gefängnistage oder wahlweise 1000 Dollar Strafe einbringen, dem Quartiernehmer eine kleine Spesenoptimierung für Privatzwecke) zu Quartier begeben, um rechtzeitig für den im revolutionären Sinne durchaus wichtigen Moment der uns als Deutschen hier bevorstünde seine Pickelcreme zur Anwendung zu bringen. (Er sagte wirklich „meine Pickelcreme“, wir werden von seinem Chef über Lenins Liebe zum Kommerz belehrt und er darauf in allem Ernste „meine Pickelcreme“). Ein Blick auf sein sich per Redaktionsfunktion bereits gewohnheitsmäßig polit-wichtigmachendes Gesicht sagt allen peinlich klar, dass jede vielleicht zur Entlastung unterstellbare Ironie in diesem Satz nur als Zugabe zum Triumphcharakter seiner Rolle hier und auch dort nicht besonders haltbar drübergesetzt war. Es schämte sich wer konnte, wer nicht entschuldigte den nötigen Übersetzer vorwegnehmend mit der steigenden Hitze. Da nahm ich als Huhn im auseinanderlaufenden Hühnerhaufen die letzte Gelegenheit beim Schopfe. Über den leuchtenden Farben der Bahía im Freskofries des Diaro de la Marina von 1954 waren schon die ersten Plastikfarbspritzer, die Messerenovierungskampagne machte rasende Fortschritte gegen das soziale Weltkulturerbe im historischen Pressehaus. „Seht Euch das Pressebild im vorrevolutionären Licht an, bevor es wegrenoviert ist,“ bat ich die Kollegen. Ich hatte es vorher versucht, fotografisch festzuhalten, dafür brauchte ich, um sicherzugehen dass die Qualität der Aufnahme

taugte, damals noch einen chemischen Entwicklungsprozess der Negative, klingt komisch heut', ich weiß, aber so war das damals Kinna. Bei dem delikaten Chemiebaden zu dem ich eine Laborantin rumkriegte, die ich dummerweise einfach so mal angequatscht hatte (traue nie dem Zufall in einem Polizeistaat) schritt die sowieso auf Schritt und Tritt informierte politische Abteilung denn auch gleich dezidiert ein. Alles, was nicht dieses verschwindende Fresko-Bild betraf durfte entwickelt werden, alle Negative aus der fatalen Renovierungskampagne des Saales gegen die lichtsen-sible Substanz wurden auf meiner Negativrolle gnadenlos präzise nachbelichtet. Da mir von einem durchaus seines hauseigenen Kleinkrams mächtigen und versierten Staatsapparat die Mittel aus der Hand genommen waren, die wohl letzten Stunden der historischen Aufzeichnung an der Freskowand mit mehr zu dokumentieren als meiner Erinnerung, wollte ich wenigstens diesen Hühnerkorb voll Beinahegenossen unter den Bagerüsten der Zerstörung durchgelotst haben. Altertümlich rief ich putt putt, jetzt alle zum Pressebild, und das funktionierte. Mit mir sahen also noch andere revolutionär getunete Baedeker-Subjekte dieses Werk und das letzte Hafenlicht in ihm, die ganze Brieze, die durch diese Malerei ging als sei sie der kommenden Revolution schon gewiss. Vor den unbarmherzigen Einsatz der weißen Plastikfarbe gegen den Kalkintonacco der altspanischen Schule war denn wirklich einen Moment lang betretene Stille und zumindest unbewusst wird alle dorthin außerhalb des offizi-

ellen Rahmenprogramms der deutschen Delegation entführten dieser letzte lebendige Eindruck vielleicht irgendwie in ihrem Leben und Tun weiterwirken, wer weiß. Was sie aus ihm machen ist ihre Sache. Ich habe getan was ich konnte, binnen Sekunden war der Bogen denn auch überspannt, der Hühnerhaufen rannte auseinander zu Terminen, die nicht mitgeteilt wurden, denn hier ging es um linke Repräsentationsarbeit und da hört bei deutschen Klassenkämpfer*innen der sonst übliche Spaß an der Mitteilungsleistung vorsorglich aus.

Mein rotes Klapprad, Tamara la Guerillera genannt, führte ihren Namen für Kubaner*innen im geheimen, denn es kann passieren, dass sie spontan wegen lebhaften Politschulungs-Erinnerungen zu diesem Namen anfangen zu weinen. Das kommt daher, dass die Mehrheit unter ihnen im Unterschied zu vielen Mitgliedern der deutschen Delegation, erstens, weiß was unsere Rebellin gegen die DDR-Realität Tamara Bunke für Kuba bedeutet hat und, zweitens, Tanja dafür ausgesprochen schätzen, so ausnehmend, dass es bei ihnen zu mehr reicht als der Besatzung des deutschen Pavillons, vornehmlich nur Bücher über sie zu verkaufen. Unter der Deutschen Delegation war dagegen bekannt geworden, dass Tamara la Guerillera nicht wie sie per jet set und in Repräsentationsdingen nach Cuba gekommen war, sondern, um mit mir durch die Revolution kreuz und quer auf Suche zu fahren, mit ihren Ergebnissen zu arbeiten und besser leben zu lernen, jahrelang. Und hier kommt das rätselhafte und

dadurch in gewisser Weise spannende. Einige wichtige Männer im deutschen Pavillonbetrieb entwickelten nach dem gemeinsamen Frescobesuch einen gewissen Hass. Ich denke, sie hassten nicht richtig mich, dafür war ich objektiv zu wenig sperrig, aber sie hassten Tamara Klapprad. Und als Tamara nachdem nun schon einmal Lenin hatte bemüht werden müssen, unsere Position zu schelten, weiter wie gehabt im Lager des deutschen Pavillon auftauchte war aus einem nicht ganz transparent gemachten Grunde das Maß voll. Dabei hatte Tamara nun objektiv mehr Platz als in den Anfangstagen der Messe, wenn schon kaum verkauft wurde, dann doch in alle Richtungen verschenkt, eine revolutionär anmutende Maßnahme gegen bürgerliches Eigentum, praktischerweise das eigene und eh schon zuhause abgeschriebene Posten. Und für diesen radikalen Effekt in der kubanischen Papierknappheit braucht es praktischerweise nicht mal Spanischkenntnisse. Das Lager wurde also stündlich leerer, und gerade gegen Ende hin wurde es jetzt den Wichtigsten „zu viel“ unter den berufswichtigeren Linksrepräsentanten. In der Hitze des Geschäfts hieß das, dass ihnen nun beim 9. Mal (die ersten waren abgesprochen gewesen) plötzlich der Kragen platzte. Und als der Fahrer, Tamara la Guerillera wieder von ihrem gewohnten Stehplatz hinter den Bücherbergen abholen wollte, waren sie sich über das nötige Vorgehen einig geworden. Davon wußte ich noch nichts. Sie ließen mich also kommentarlos überall durch, bis ich weit genug im sonst leeren Grund ihrer Bücherstände war.

Das nun aber war der sichtbar abgesprochene und vorbereitete Moment um mich sehr schnell und ohne große Worte von zwei Seiten zu packen und zu schlagen, eine Seite Neubert – die Pickelcreme hatte ihr Werk getan wie sein Haltegriff mich zwang aus der Nähe mitzuverfolgen – von der anderen Seite AG-Chef der damalsnoch PDS „Cuba Sí“. Ihr ruppig entfalteter Affekt half nur bei der Durchführung der Eskalation. Die Maßnahme, von hinten anfallend wortlos zuzuschlagen und im Zwangsgriff abzuführen, war geplant und abgesprochen worden. Niemand an anderen Ständen, auch nicht der blarze Schmock auf Tauchstation Nautilus erhob Einspruch gegen das Verfahren, auch auf spätere, schriftliche Nachfragen von mir nicht. Der konsensuale Plan der Aussteller Plüsch und Plum war einfach und toll: man wollte mich im engagierten Würgegriff der profilierten Bewegungsgorillas ausgerechnet der kubanischen politischen Polizei überstellen, die dann meine entsprechende Behandlung und Deportation (ausgerechnet nach Deutschland) übernehmen könne. Die politische Polizei war denn auch - wie immer wenn es in Kuba irgendwo brenzlich wird - in buchstäblich Sekundenschnelle zugegen und Herr der Gesamtlage. Aber sie bereitete den übereifrigen Konvertiten einen kühleren Anti-Klimax als die Planung vorsah. „Ihr müsst über den Bescheid wissen,“ biederte sich der selbsterklärte Oberbodygard des deutschen Pavillons an. Die Politpolizisten im inselüblich elegantem Zivil mit dezent sichtbar gehaltener Direktfunkverdrahtung griffen sehr verhalten ein... und den

frischgebackenen deutschen Polizeihelfern nicht gerade unter die Arme. Sie ernteten im Gegenteil ein knappes und klares „wir wissen ganz gut Bescheid, danke, den lasst ihr bitte gleich los und das Fahrrad gebt ihr auch raus!“ Und damit es klar wäre: „wir brauchen seine Ingewahrsamnahme nicht für unsere Zwecke“, nicht hier, jetzt und so, um genau zu sein. Der Tag war auf der archivabgewandten Seite der Bahía angekratzt und so schnell kam ich nicht mehr rüber noch was zu sehen zu bekommen, mir blieb also nur noch übrig die Bucht in Öl zu malen, die Schiffchen unten in der Suppe, na ja, Tamara hatte Leinwände mit, mir hätte originelleres einfallen können. So praktisch überlegst Du immer nachdem was passiert ist, das sagt noch nichts. Und was die objektiven Nachwirkungen einer Schockerfahrung sind, verstehst DU immer erst im Nachhinein. Am nächsten Tag wollte ich in die Lesehalle, blieb aber mit einem Frösteln im Bett, das mich auch jetzt noch, genau 10 Jahre später physiologisch überfallen und erfahrungsgemäß einen ganzen Tag blaufärben kann. Und dabei habe ich – sobald ich das physisch dann wieder konnte – alles unternommen, was unsere Antirepressionshandbücher aus Erfahrung empfehlen, um die richtigen Schlüsse für die politische Weiterarbeit zu ziehen und nicht unnötig Ressourcen an Traumapflege und son Bürgerquark zu verlieren: zeitnahes Gedächtnisprotokoll verschickt, in ihren jeweiligen Hotels das Gespräch gesucht mit Beistehenden, die nicht tötlich mitangegriffen hatten, mich mit Leuten beraten, die dem „Junge Welt“, „Cuba Sí“

und „Nautilus“-Soziotop kritisch näherstehen. Das inhaltliche Ergebnis dieser Erkundungen war nicht wirklich einfach. Ich hatte offensichtlich keinen Fehler gemacht, sondern der Fehler lag in den Grundlagen unseres gegenläufigen Verständnisses von klassenbewußter Kubasolidarität selber. Die folgende Woche nachdem ich das begriffen hatte war ich zu meinem Erstaunen nicht in der Lage, mich im Stadtraum zu bewegen. Ich blieb einfach liegen. Ich hatte so viel zu bedenken, kam mir vor, der Lärm der Großstadt drang gedämpft durch die geschlossenen Läden. Die Läden mussten geschlossen bleiben, weil die kubanischen Straßenjungen unserer regen Nachbarschaft gewohnheitsmäßig seit vor der Revolution Steine in die Fenster des Hauses meiner chinesischen Gastgeber*innen warfen, kleine aber schmerzlich gut geworfene, manchmal Dutzende in einer einzigen Stunde und seit über einem halben Jahrhundert, wie mir die älteren Hausbewohner versicherten. All das war verständliche Aggression, Bewegung im Alltag, mit der mein chinesischer Gastgeber und ich nach seinem Vorbild stets spielerisch fertig wurden (nie wollte er Geld für dieses in meinem Leben einmalige, trikontinentale Zusammenleben unter dem Grollen kleiner Steinchen). Regelmäßig brachten wir diese Wurfsteinmengen wieder in Eimerchen aus dem Haus. Mit dem Angriff aus dem deutschen Pavillon aber kam ich nicht auf so einen grünen Zweig. Ich quälte mich ungemein mit den daraus zu ziehenden Schlüssen. Ich wollte sie bitteschön unpersönlicher, und so allgemein nützlicher zie-

hen als sie mir in dieser Woche anhängen. Kleinkariert genommen war es alles einfach zu blöd, am blödesten wie weit ich mich auf diese Typen überhaupt eingelassen hatte. Klar und richtig so. Bedrückender aber fielen die Ergebnisse erster Analyseversuche aus über die erkennbare politische Ökonomie der Attacke. Dem Anschein nach waren diese selbsterklärt suchenden nach dem Subjekt der Lohnarbeit im Spätkapitalismus persönlich in einem karikaturverdächtigen Grade auf der Flucht davor, selber zu solch einem Subjekte zu werden. Sie wollten um alles in der Welt lieber kleinunternehmerisch subjektiv das Management von sporadisch durch ihre Zuteilungen zu entlohnenden Kleingruppen in der Hand behalten. Demonstrativ waren Kubarer*innen zu diesen Zuteilungsempfängenden genommen worden, mit denen ich seltsam häufig verglichen worden war in den Tagen vor der Attacke. Ich hatte das alles eingesehen, klar übersetzten die Kubaner*innen viel besser ins Deutsche und hatten auch ihre sonstige, freiwillige Hilfe bestimmt viel früher angeboten als ich. Wenn sie uns in solchen Zusammenhängen Vorschläge machten, wie wir ihrem Durchblick gemäß die menschlichen Verhältnisse nach einem möglichen Ende des Kapitalismus sehen sollten, arbeiteten sie dabei in erster Linie weiter ihre noch unbefriedigten, kleinunternehmerischen Ziele gegen uns ab. Das Ergebnis ist wie das der grünen Witwen in Häuslebauersiedlungen nicht in allen Fällen wirklich unterhaltsam. Denn letztlich nur das Sitzen auf den Fetischimmobilien einer Spekulationsökonomie kann ihren

Tauschwert über den selbsterlebt eher miesen Gebrauchswert treiben und das links föderierte Gewebe von stagnierenden Privatläden über günstigere Austauschbedingungen in Schwung bringen. Mit Sitzarbeit allein aber ist kein Hudeerfolg darstellbar. Darum legen sich die linkspolitisch bildungsinvestierten Kleinunternehmer Meinungs-, vor allem Rechthabesysteme zu, Phrasensysteme heißen die im russischen nach Maxim Gorkis alter Ego Klim. Phrasensysteme hüten die Kleingruppen vor Abstürzen und Fraßfeinden, die sie selber nie sehen würden. Diese Phrasensysteme sind wie Haushunde, sie werden gefüttert und gestriegelt während der Hundebesitzer seine immobilen Bücherberge altsitzt. Sie bekommen allerhand Schund zu fressen in diesen trotz aller Gedankenweite doch stets materiell etwas sperrigen Verhältnissen. Bisweilen gibt es allerdings auch herzhaftes Bissen, ein böser Störer und ansonsten arbeitsloser Kritiker auf einer prestigefächelten Buchmesse, z.B. Gegen solche abgerichtet, kommen sie irgendwann bei einem gesellschaftlichen Spaziergang, genannt Demo, Mahnwache oder eben Buchmesse doch mal in das wovon sie immer träumen, Gesellschaft – und eh wir uns versehen haben, geht das übliche Bel-len, Scharren und Zähnefletschen auch schon unter im geteilten Schmerz eines verbissenen Knäuels. Die Hundebesitzer lässt das nicht gleichgültig, sie müssen sich auch ins Zeug legen: die Meinungen werden unwirsch schimpfend (keiner kann genau sagen gegen wen genau aber der allgemeine Ton ist nicht gut) wieder säuberlich

nach bürgerlichen Benimmregeln getrennt, wieder an der Leine zurück in ihre Markenhäuser geführt und anhand deren Kleinunternehmerischen Tätigkeit weiterindividuiert. Daran ist viel bekanntes, das an großen klassenkämpferisch vorausschauenden Positionen bei genauem Hinsehen nie fehlte. Nicht mal Brecht wollte zu nah an die schmutzige Wäsche der selbstbekennernden Philisterfamilie Marx herantreten. Offenbar hatte der Herr des pfändungsreifen Migrantenhauses ein offenes Herz und noch anderes offen für die Arbeiterfreundin Friedrichs, weswegen die selbsterklärte Ehefrau Philister nach den bürgerlichen Kommuneerfahrung in der belgischen Zwischenstation der Flucht wohl Zeit ihres Lebens kein Wort mehr mit Mary wechseln wollte, ganz wie ihre übrige hochadelige Verwandtschaft gegenüber Fabrikkindern. Andersherum war der sich selber peinlicherweise als „lendenstark“ preisende Kalle Marks, nicht gewillt an auch nur einer seiner von ihm gepflegten Symboldimensionen spießbürgerlicher Intimbefitzrechte Abstriche hinzunehmen, egal wie sehr durch die Blume oder rein symbolisch hintenrum Jenny Marks Ausnahmeforschläge gegen die Regeln der Biedermeiertyrannie ins Spiel brachte. Dieser erzreaktionäre Protektionismus wurde denn auch auf die Töchter ausgedehnt, was ihnen dem Anschein nach nicht wirklich gut bekommen ist. Gelegenheitsverführer seiner leiblichen Cousine (eine entgleisende Finanzrettungsaktion), war das Verhalten von Kalle Marks im Philister*inneneinvernehmen der Familie Ursache für eine Reihe halboffizieller Aborte

die nicht in allen Fällen überlebbare waren... für die außerehelich ins vertrauen gezogene Frau, versteht sich. Als im Exulanten-Kommunebetrieb ein Herr ans noch nicht selbsterklärte Philisterbett der Eheleute Marks trat und ohne direkten Einspruch der Gemahlin Kommunismus sofort vorschlug war Kalle dann wieder ganz der bärbeißige Eigentumsmensch. Wenig neues also, mit dem Unterschied, dass die Privatfehden im letztlich kleinlich-bürgerlichen Alltag versuchsweiser Kommunist*innen des 19. Jahrhunderts sympathischerweise eher Herzensängste, oder tödliche Kommunepleiten zum Anlass nahmen als eine imaginäre Fahrradabstellordnung aber das sind Kleinigkeiten, die politische Ökonomie dahinter ist sich in wichtigen Zügen treu geblieben. Also bitte, Treue zur Privatmethode Kalle Marks, könnte ich den deutschen Genossen Prügelknaben auf Kuba für ihre Augen ein besseres Zeugnis ausstellen? Wohl kaum.

Gerade das macht den kleinen Unterschied zwischen Experiment und Treue, die dritte Sache, so faszinierend. Denn einige Einfälle aus dem spätfeudalen Fürstentumsbetrieb der Linie Marks (Brechts Formulierung) fanden doch den Weg in die materiellen Kämpfe derer, die keine bissige Meinung spazieren zu führen haben, sondern sich selbst von ihren launigen Brotherren ausgeführt sehen, die deshalb alle Sinne zusammennehmen müssen, um eben jene Eigentumsordnung umzuschmeißen, die den meinungsinvestierten Gelegenheitsspekulat*innen auf vertrackte Weise oft ganz recht ist.

Mit Erstaunen machte ich mich nach der verlegenen Woche im abgedunkelten Zimmer Havannas auf, diesmal zielgewiss ins Lesezimmerchen des Zentralkomitees, dem chronisch unaufgeräumten, nur durch jahrelanges Klinkenputzen zugänglichen. Wer's tatsächlich ins Lesezimmerchen des IHC geschafft hat, in die Bibliothek kommen viele nach einem üblichen halben Jahr Hebelarbeit über gute Beziehungen aber ins Archivalien-Lesezimmerchen... meine Fresse! Und das untypische für Kuba ist hier als ich nach zwei Jahren Anklopfen endlich drinnenbin: saßte einmal darum bekommste meist auch wirklich was zu lesen vorgesetzt, so weit geht das knappe Entgegenkommen der prekären Dollaroptimierer im kubanischen Staatsdienst denn doch, bei Gelegenheit. Was soll es sein, wieder anarchistische Feminist*innengewerkschaften? Nein, diesmal bitte den ganzen Grobart. Den ganzen Grobart? Später erst bekam ich heraus wohin der ganze Grobart geraten war. Fabio Abraham hatte im Zentralkomitee gegen das Erschießen von aus Angola heimkehrenden afro-kubanischen „Perestroika“ in den Mund nehmenden Militärs opponiert und damit war er hochkantig aus dem Kreis der Ratgebenden geflogen. Und auch die insulare Perestroika, der er nicht unbedingt freundlich entgegengesehen hatte, wurde dabei im Zuge der Kampagne anhand ihrer vormals hochdekorierten Exponenten nach eher chinesischem, denn sowjetischen Vorbild für beendet erklärt. Das Bekenntnis Fabio Abrahams gegen die Todesstrafe war erkennbar von persönlicher Bedeutung für ihn und seine

vorangegangenen 80 politisch aktiven Jahre gewesen. Selbst im Familienkreis soll er immer betont haben, dass er in seinem langen und schwierigen Parteileben sich nie ein Menschenleben aufs Gewissen geladen hat. Das ist ein ziemlich weitgehendes und für den nächsten Familienkreis auch eigentlich nicht unbedingt nötiges Bekenntnis für einen Parteikader, der vor und nach dem bleischweren Jahr 1937 die gesamte interne Parteigerichtsbarkeit zwischen der kubanischen kommunistischen Partei einerseits und der sowjetischen Komintern andererseits zu vermitteln hatte. Denn auch 60 Jahre später steht auf dem Grab des trotzkistischen Bäckerwerkschaftlers Junco am Hafen von Havanna klipp und klar „von Kommunisten erschossen“ und niemand hat es für nötig gehalten dazu etwa noch etwas klarzustellen. Nach dem derzeitigen Stand der trotzkistischen Forschung kamen die Kugeln vom späteren Gründer des kubanischen Lokalrätesystems, den CDR. Konnte so einer zu Beginn seiner grandiosen Parteilaufbahn ohne Parteiauftrag einfach auf einer Versammlung rumballern? Is Kuba jetzt Mexiko, oder was? In seinem letzten Auftritt vor dem Zentralkomitee machte Fabio Grobart jedenfalls ernst mit seinem Grundsatz und er flog raus, wird er vorher gewusst haben. Nach dem Menschen flogen auch die meisten Papiere zu ihm raus aus dem eigentlich nicht wirklich knappen Platz des Zentralkomitees. Diesmal flogen sie nicht chinesisch, nicht sowjetisch oder tschechisch, sondern schlicht kubanisch, das heißt als offene Holzkisten standen sie allen sichtbar für ein paar in die Länge

getrödelte Wochen in einem Hof des Komitees unter ungebremst subtropischen Regenwasserereignissen. Das auf Papier rekonstruierbare Vermächtnis Fabio Abrahams war damit also weitestgehend erledigt, aus dem sichtbaren Teil des Museums der Revolution verschwand er auch. Seine Nachkommen wurden gebeten, dort ehemalige Ausstellungsobjekte abzuholen. Aber es blieb ein Splitter in den Papieren des Zentralkomitees von dem ich dankenswerterweise doch einen Schimmer abbekommen habe, ein missglücktes Interview-Buchprojekt zu seinem Leben von Felipe Gonzales, einem Autor, der ungleich Fabio Abraham den Zenit seiner Flugbahn in der Gunst des Zentralkomitees 2004 noch nicht erreicht hatte. Und so kam ich an die ganz wenigen Seiten, die nach dem Willen Fabios wirklich nicht unter die Leute kommen sollten, denn er fand sie schlecht gemacht und das sind sie auch. Mich begeisterte aber, wie Fabio Abraham sich dagegen über Monate zu wehren versuchte, dass er nun als geborener Held der sowjetischen Arbeiter*innenklasse für die ganze Bevölkerung der von ihm für so etwas einfach zu sehr geliebten Insel auf ein editorisches Einweckglas gezogen werden sollte, ein abgekocht stilisierter Vorzeigekopf der kubanischen „Führungsriege von einst“. Das war er nicht und dazu wollte er in den Augen derer, für die er politisch gearbeitet hatte auch nicht gemacht werden. Mit zunehmender Heftigkeit widersprach er. Nein, nicht von Geburt an, sondern erst durch lange Lern-Arbeit in Lederateliers hätte er genaueren Einblick in die Arbei-

ter*innenklasse gewonnen. Er nahm es genau damit, auch noch mit 82. Nein, er wäre gar kein Schuster geworden, sowas dürfe nicht im Buch stehenbleiben. Er hätte es aber allerdings zu einem guten Ledermaterial-Vorbereiter in den Schusterwerkstätten gebracht, ja, das könne man schreiben. Ich las in das durch einen eskalierenden Konflikt zwischen Interviewtem und Interviewer belastete Material hindurch, und ich spürte den Hafenwind durch meine über die vorangegangene Woche verheulte Stirnwand blasen. „La leche“, heißt so was spanisch. Das war ja wirklich der Hit trotz aller überlieferungsbedingten Verststellungen im Text. Als Kind in der italienischen Schule kannte ich diese Verwunderung nach entsetzlich langem Warten wegen Nasenbluten: dass ich mich endlich, lesehungrig gewartet über Papier beugen kann, das nicht gleich im Tropfenrhythmus wieder von mir selber handelt. Die Sicht war erfolgreich freigewartet und ich sah. Vielleicht wurde ich erst in dem nun folgenden Lese-monat zum Kommunisten. Fabio Grobarts Beschreibung seiner Ankunft im Hafen von Havanna 1924 hat mich dazu gemacht. Er erzählte von den Farben, die unvorbereitet auf ihn einstürzten, blau, Fruchtfarben, alles das in Bewegung, das spöttische Lachen zweier Kubanerinnen über seine hier allen erkennbar orthodox-unpraktische Ghettokleidung, die er aus seiner Armut und der fortgesetzten Flucht vor einem möglichen Todesurteil wegen kommunistischer Agitation in der polnischen Frontarmee gegen die Sowjetunion mit auf Kuba geschleppt hatte.

Genau ein Jahrzehnt Bedenkzeit habe ich gebraucht, bevor ich den Eindruck genügend überprüft hatte. Mittlerweile finde ich die meisten meiner damals beim ersten Lesen der Quelle notierten Beobachtungen, Einschätze und Vergleiche nicht zusammenhängend genug, manche regelrecht unzuständig. Vor dem Licht eines Lernjahrzehnts, das konsequent auf diesem lesefrühling in Havanna aufbaute, sind die damaligen spontanen Einfälle zur Quelle nur der Anfang eines weiten Weges, der nicht zu Ende ist mit diesem 12 Heft, mich aber doch spürbar weiterbrachte. Das einzige was keine unmittelbare Neubewertung im nun entstandenen Zusammenhang braucht ist meine damalige Entscheidung, diesen Weg zu gehen.

Moment, Moment, rufen mir jetzt jene mitlesenden hinterher, die sich am entscheidenden Punkt einen Knoten ins Taschentuch gemacht haben: die Braut des verunglückten Enkels, Du schuldest uns noch das für sie einlegbare Wort?

Zapperment, ich dachte, ich könnte mich, ohne das wichtigste letztlich auszusprechen aus der Geschichte stehlen. Aber wenn ihr es wollt sollt ihr es eben hören. Sie spielt übrigens Theater, sie spielt wenn's drauf ankommt ausgesprochen gut Theater, ich war in einer ihrer Vorstellungen in Vedado und...

Das Wort!

Eine Quintessenz eher. Aber sie weiß aus solcher Nähe zum Ende, was es heißt, sein Leben für den kommenden Kommunismus einzusetzen, dass es mir nicht leicht fällt, ihr nachzusprechen, auch wo ich schon weiß, dass sie recht hat.

Sprich es aus!

Eigentlich ist alles mit drei einfachen Worten schon gesagt. Du kannst sie vorsichtshalber erst mal im passiv deuten und nur bei Bedarf die Lesart in den Aktiv umwenden. Ein praktisches Garderobenstück, nicht wahr?

Welche?

„Lasst uns weitermachen!“